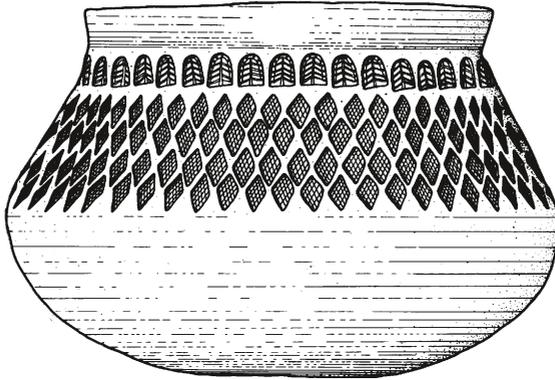


Vorträge

des



32. Niederbayerischen Archäologentages

Herausgegeben von
Ludwig Husty und Karl Schmotz

Gedruckt mit Unterstützung folgender Institutionen:

Gesellschaft
für
Archäologie
in
Bayern e.V.



Ernst-Pietsch-Stiftung Deggendorf

Vorträge 32. Niederbayerischer Archäologentag

Redaktion: L. Husty, Th. Richter, R. Sandner, K. Schmotz

© 2014 Verlag Marie Leidorf GmbH

Geschäftsführer: Dr. Bert Wiegel

Stellerloh 65 • D-32369 Rahden/Westf.

E-Mail: vml-verlag@t-online.de

Internet: <http://www.vml.de>

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89646-242-5

ISSN 1438-2040

PC-Satz: Thomas Link & Ulrike Lorenz-Link GbR, Margetshöchheim

Druck: Ebner, Deggendorf

INHALT

Vorwort	5
FRIEDERICH, SUSANNE: Salzmünde – eine historische und aktuelle Rechtsgeschichte	21
SAILE, THOMAS: 100 Jahre Altheim – Aktuelle Anmerkungen zu einem altbekannten Platz	37
RICHTER, THOMAS: (K)ein Kampf um Alheim – Das Silexinventar der Grabungen 1914 und 1938 im namengebenden Erdwerk der Alheimer Kultur von Holzen Gem. Essenbach Lkr. Landshut.	59
LIMMER, BARBARA: Die Siedlungskammer von Pestenacker und ihre Stellung innerhalb des bayerischen Jungneolithikums – Eine chronologische Skizze	91
TÖCHTERLE, ULRIKE: Alheim am Kiechlberg bei Thaur? Das 4. und 3. Jahrtausend v. Chr. im Unterinntal (Nordtirol) – Zum Forschungsstand und Siedlungsbild im Inntal	119
MAURER, JAKOB: Die Mondsee-Gruppe: Gibt es Neuigkeiten? Ein allgemeiner Überblick zum Stand der Forschung	145
GEEHHAAR, MARTINA – FASSBINDER, JÖRG W. E.: Zum Potential der magnetischen Prospektion am Beispiel hallstattzeitlicher Herrenhöfe in Stadt und Landkreis Landshut (Niederbayern)	191
KREINER, LUDWIG: Volkfest mit mehrtausendjähriger Tradition? Ein Gruben/Graben-Opferplatz aus Eichendorf, Lkr. Dingolfing-Landau	217
TRIXL, SIMON: Vorbericht zur Untersuchung der jungneolithischen und eisenzeitlichen Tierwelt aus Eichendorf, Lkr. Dingolfing-Landau	227

WANDLING, WALTER – ZIEGAUS, BERNWARD: Raetien in der Krise – Römische Depotfunde des 3. Jahrhunderts n. Chr. am unteren Inn bei Bad Füssing	245
HUSTY, LUDWIG: Der Bogenberg im Lichte aktueller Forschungen – Neue archäologische Erkenntnisse am heiligen Berg Niederbayerns.	265
NEUEDER, HANS: Ein bayerisches Urkloster auf dem Bogenberg? Überlegungen zu den Ausgrabungsergebnissen am Bogenberg aus der Sicht des Historikers – Ein Vorbericht	287
SCHMOTZ, KARL: Die frühromanische Burgrotunde von Hengersberg, Lkr. Deggendorf – Ein Beitrag zur Kenntnis hochmittelalterlicher Zentralbauten in Bayern	297
Bibliographie	419
Autorenverzeichnis	437

	Vorträge des 32. Niederbayerischen Archäologentages	297–418 54 Abb. 1 Tab.	Rahden/Westf. 2014
---	--	------------------------------	-----------------------

DIE FRÜHROMANISCHE BURGROTUNDE VON
HENGERSBERG, LKR. DEGGENDORF
EIN BEITRAG ZUR KENNTNIS
HOCHMITTELALTERLICHER ZENTRALBAUTEN IN
BAYERN

KARL SCHMOTZ

Geographie und Geologie des Gebietes um Hengersberg

Etwa 10 km donauabwärts von Deggendorf liegt zwischen dem Fluss und den Randhöhen des Bayerischen Waldes – in der Geographischen Landesaufnahme Deggendorfer Vorwald genannt¹ – der heutige Markt Hengersberg mit seiner Nachbargemeinde Niederalteich. Das Gebiet (Abb. 1) wird durchzogen von der Hengersberger Ohe, die bei Niederalteich in einen alten Donauarm mündet. Mehrere feuchte bis anmoorige ehemalige Flussschlingen zeugen von diversen Verlagerungen des heute zwischen Dämmen strömenden Flusses. Wir befinden uns hier ganz im Westen des zur Donauniederung sich öffnenden Teils der Hengersberg-Schwanenkirchener Bucht, auf deren Gneisuntergrund tertiäre Sedimente aufliegen, in denen Braunkohle und Tone vorkommen, die bis in jüngere Zeit herein abgebaut wurden (Abb. 2). Die geographische Einheit deckt sich in ihrer Begrenzung mit der Verbreitung des Tertiärs im Deggendorfer Vorwald. Im flachen südwestlichen Teil, wo den Tonen Löß bzw. Lößlehm auflagert, sind Braunerden bzw. Parabraunerden mittlerer bis hoher Sättigung dominierend², die durchaus prähistorische Besiedlung begünstigen, von der wir aber auch viele Jahre nach der ersten Zusammenstellung³ nur äußerst wenig wissen⁴.

Oberhalb und unterhalb von Hengersberg wird die Abgrenzung der Donauaue vom ostbayerischen Grundgebirge durch den markant ausgebildeten Donaurandbruch besonders deutlich⁵. In der Donauniederung fällt auf, dass der Kernbereich von Niederalteich auf dem Perlgneis verwandten „Winzergesteinen“ liegt⁶.

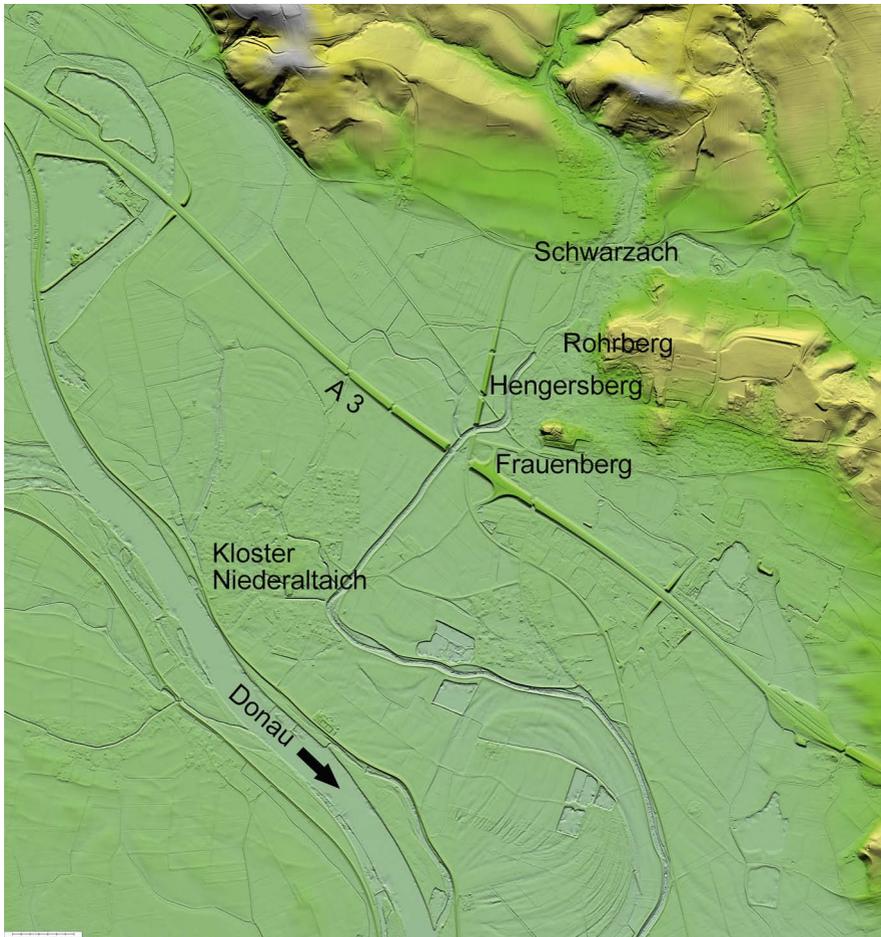


Abb. 1: Digitales Geländemodell des Raumes um Hengersberg und Niederaltaich (Geodaten: Landesamt für Vermessung und Geoinformation München).

Bedingt durch eine nach dem Zweiten Weltkrieg erheblich vergrößerte Einwohnerzahl und damit einhergehender Ausweitung von Siedlungs-, Gewerbe- und Industrieflächen, später noch beeinträchtigt durch den Autobahnbau, haben wir heute auf einer Fläche von etwa 20 km² ein Siedlungsagglomerat vor uns, das die historische Situation ganz erheblich verwischt⁷. Den besten Blick auf Hengersberg und seine unmittelbare Umgebung – ohne Beeinträchtigung durch die Baumaßnahmen der jüngsten

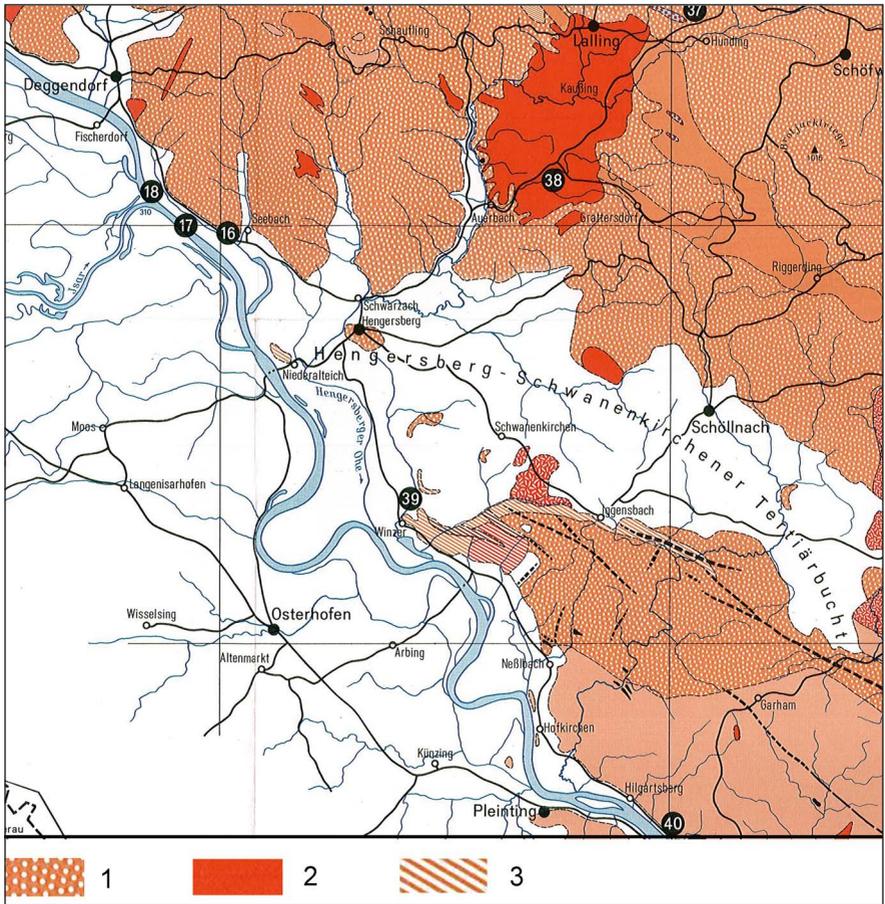


Abb. 2: Geologie des Raumes um Hengersberg und Niederaltaich. 1 Perlgnies; 2 Granit; 3 Winzergnies (nach Troll 1967b, Beilage).

Vergangenheit – bietet ein Standort nördlich des Ortsteils Schwarzach mit dem Flurnamen „Weingartl“, ein erhöht gelegener Platz am Anstieg von der Donauniederung zum Bayerischen Wald. Von dort aus zeigt sich eine Sakrallandschaft, die von der Entwicklung dieses Raumes seit dem frühen und älteren Mittelalter zeugt (Abb. 3): St. Michael auf dem Rohrberg, Mariä Himmelfahrt auf dem Frauenberg, der uns hier ganz besonders interessiert, St. Peter und Paul in Schwarzach und die doppeltürmige Kirche des Mauritiusklosters von Niederaltaich.



Abb. 3: Die Sakrallandschaft im Bereich von Hengersberg und Niederaltaich. Von links: St. Michael auf dem Rohrberg, Mariä Himmelfahrt auf dem Frauenberg, St. Peter und Paul in Schwarzach; ganz rechts im Hintergrund die doppeltürmige Mauritiusbasilika des Klosters Niederaltaich (Foto K. Schmotz 12.09.2006).

Der Raum um Hengersberg, Schwarzach und Niederaltaich (Abb. 4) zählt für das frühe, ältere und beginnende Hochmittelalter sowohl hinsichtlich der kirchlichen als auch der wirtschaftlichen und verkehrsgeographischen Bedeutung zu den wichtigsten Plätzen an der Donau zwischen Regensburg und Passau. Nicht zu vergessen ist aber die Gegend zwischen Hengersberg und Schwanenkirchen, die im 9. Jahrhundert als Fiskalgut belegt ist, in dem zweifellos ältere Siedlungsstrukturen vorhanden waren. Einen weiteren Hinweis auf frühe Besiedlung könnte das Schwanenkirchener Laurentiuspatrozinium liefern⁸.

Der früheste Hinweis auf eine Ansiedlung in der Umgebung des späteren Hengersberg stammt von Schwarzach. Für diesen Ort liefert uns sowohl die Archäologie⁹ als auch der „Breviarius Urolfi“¹⁰, eine Ende des 8. Jahrhunderts durch Abt Urold von Niederaltaich angefertigte Güterbeschreibung, einen Hinweis auf dessen frühe Existenz. Die archäologischen Hinweise sind zwar bescheiden – es handelt sich um 1907¹¹ und 1971¹² bei Erdarbeiten bzw. beim Pflügen am Westrand des Ortes, der sich auf einer Terrasse über der Hengersberger Ohe am Rand des hier nach Norden und Osten ausgreifenden Donautals befindet, angetroffene Bestattungen, deren Gesamtzahl unbekannt blieb –, doch liefern die wenigen geborgenen Ausstattungen (Abb. 5) eine chronologische Zuordnung in die Zeit um 700 bzw. wenige Jahrzehnte zuvor¹³. Zugehörige Siedlungsfunde sind jedoch derzeit noch nicht bekannt. Da sich nach den Angaben der Finder des Jahres 1907 die damals entdeckten beiden Skelette – eine Nachuntersuchung durch F. Birkner im selben Jahr ergab ein drittes Grab – unter einem 2 m über das Straßenniveau ragenden Hügel befunden haben sollen und überdies mit je

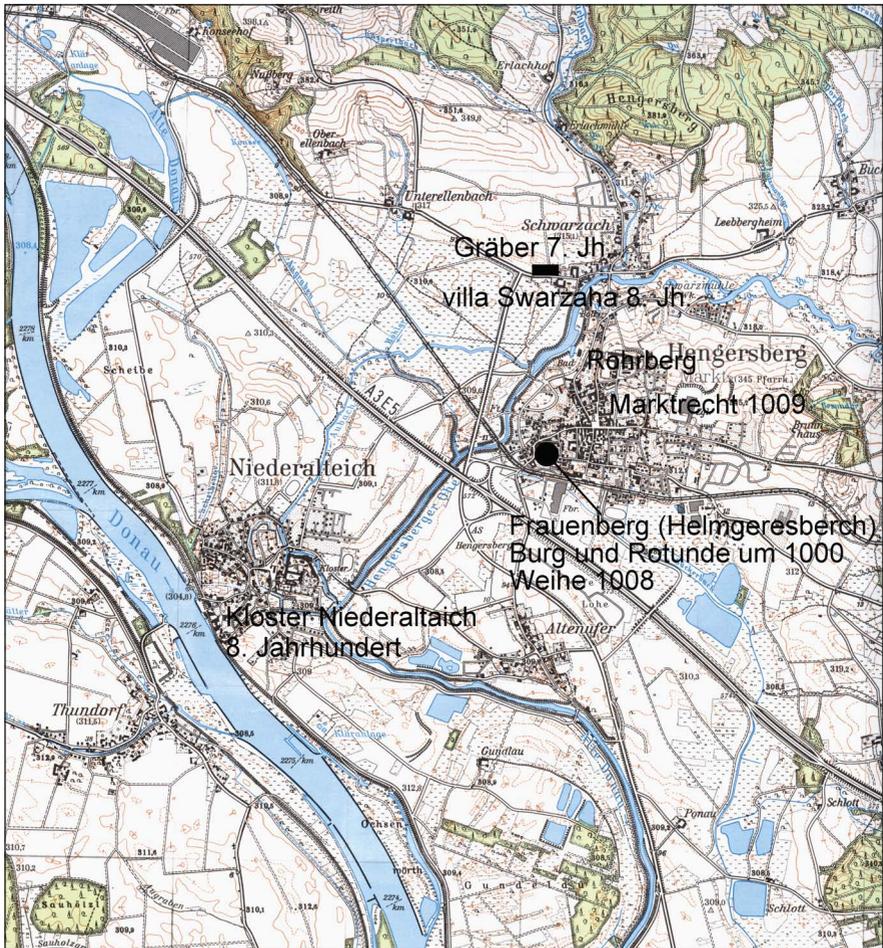


Abb. 4: Die wichtigsten historischen Plätze um Hengersberg und Niederalteich (Karten-
grundlage TK 1:50.000 © Landesamt für Vermessung und Geoinformation).

einem Granitstein abgedeckt gewesen sein sollen¹⁴, besteht die Möglichkeit der Existenz einer bedeutenderen Familie¹⁵.

Zwischen den Grabfunden von 1907 und 1971 liegt eine räumliche Distanz von ca. 120 m, wie dem von Hanns Neubauer im Dezember 1971 angefertigten Übersichtsplan (Abb. 6) zu entnehmen ist. Ob es sich tatsächlich um zwei Gräbergruppen handelt, ist derzeit aber völlig unklar, da die lokale Situation kaum richtig einzuschätzen ist.

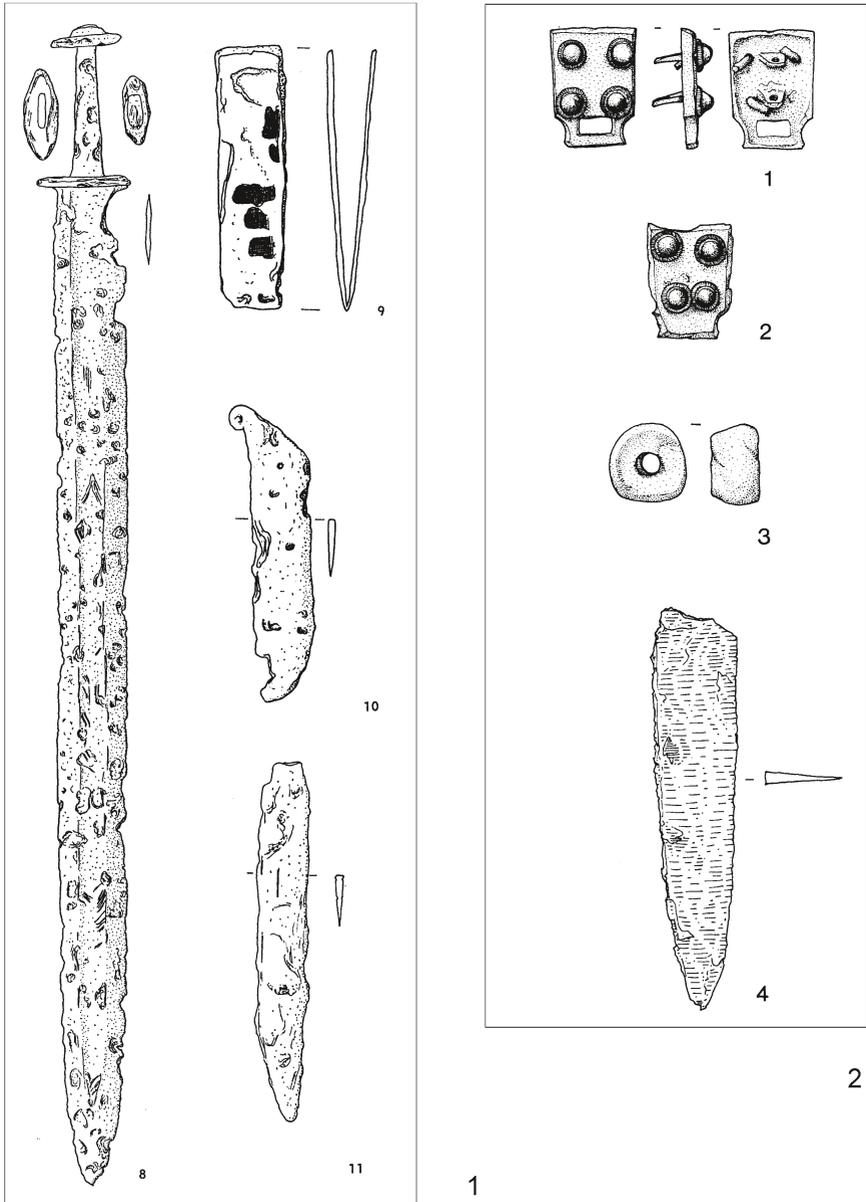


Abb. 5: Frühmittelalterliche Grabfunde aus Schwarzach. 1 nach Koch 1968, Taf. 7, 8–11;
 2 nach Verhand. Hist. Ver. Niederbayern 100, 1974, 98 Abb. 26, 1–4)

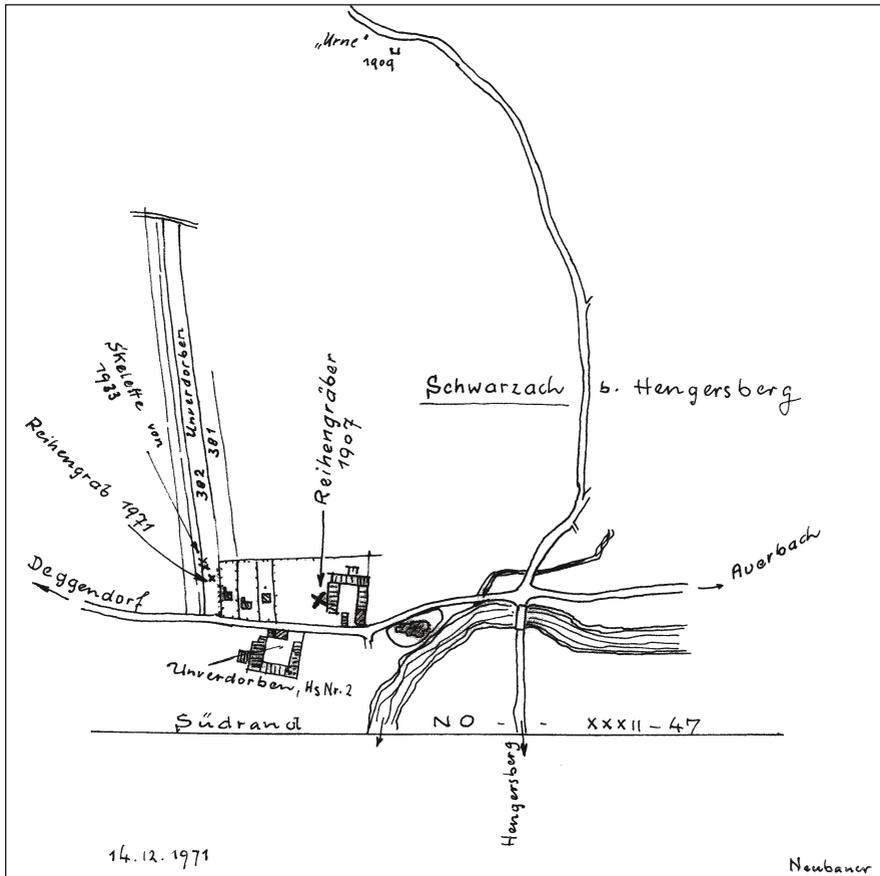


Abb. 6: Schwarzach. Lage der frühmittelalterlichen Grabfunde von 1907 und 1971 (Kartierung von H. Neubauer auf Basis des Katasters M. 1:5000).

Die Überlieferung im Breviarium Uolfi, dass „In villa Swarzaha quod Otilo donauit sunt mansus XVIII inter tributales et seruos cum omnibus terminis“¹⁶, also ein Gutsbezirk mit 19 Huben, Zinspflichtigen und Leibeigenen vom bairischen Herzog Odilo dem Kloster Niederaltaich zur Gründungsausstattung geschenkt wurde, kann nur mit der zu den genannten Gräbern gehörenden Siedlung in Verbindung stehen. Im Breviarium Uolfi wird für Schwarzach zwar keine eigene Kirche genannt, doch könnte sich trotzdem innerhalb der heutigen spätgotischen Kirche¹⁷ ein frühmittelalterlicher Vorgängerbau befunden haben, der erst um oder nach 800, also nach der Ab-

fassung des Breviarium Uroffi, entstand. Da in mehreren Kirchengrabungen inner- und außerhalb des Landkreises vorromanische Kirchen – sowohl in Holz- als auch in Steinbauweise¹⁸ – nachgewiesen sind, könnte dies auch in Schwarzach möglich sein. Mangels einschlägiger archäologischer Untersuchungen fehlt dafür aber derzeit der erforderliche Nachweis. So ist erst für 1149 erstmals eine Kirche in Schwarzach überliefert¹⁹.

Wir haben mit Schwarzach also den nach derzeitigem Kenntnisstand ältesten Ort im Gebiet des heutigen Hengersberg vor uns. Allerdings ist zu betonen, dass nur aus Schwarzach archäologische Funde und Befunde vorliegen, denn die Gegend ist ansonsten archäologisch kaum erforscht. Zu beachten ist, dass uns die Aufschreibungen Abt Hermanns im 13. Jahrhundert die große wirtschaftliche Bedeutung Schwarzachs im hohen Mittelalter überliefern, in dem auch ein eigenes Amt eingerichtet wurde²⁰.

Auch für Niederaltaich fehlen archäologische Funde und Befunde, die uns Hinweise auf frühmittelalterliche Besiedlung vor der Klostergründung geben könnten. Selbst der Gründungszeitpunkt ist bis heute umstritten und wird es sicher auch dauerhaft bleiben, denn die verfügbaren Schriftquellen reichen nicht aus, dieses Problem zu lösen. Es ist aber hier nicht der Platz, die mehrfach behandelte Problematik der Gründung Niederaltaichs erneut zu beleuchten, denn für unsere bauhistorischen Betrachtungen – noch dazu außerhalb des Klosters – ist es unerheblich, ob die Klostergründung 731 oder 741 oder irgendwo dazwischen erfolgte²¹. Wichtig ist dagegen, dass das Kloster Niederaltaich im 9. Jahrhundert zu den bedeutendsten Reichsabteien zählte und maßgeblich an der Erschließung des „Nordwaldes“ beteiligt war. Seiner auf einer reichen Gründungsausstattung vorwiegend im Altsiedelland südlich der Donau, dem 1029 von Kaiser Konrad II. übergebenen Nordwald und der Erschließung eines Verkehrsweges nach Böhmen²² basierenden Wirtschaftskraft verdankt Niederaltaich seinen Aufstieg zum reichsten und bedeutendsten altbairischen Kloster²³.

Wie andere Klöster Altbaierns auch, ging Niederaltaich in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts zugrunde. Ob daran allein die Ungarneinfälle oder ein innerer Niedergang dafür verantwortlich waren, entzieht sich unserer Kenntnis²⁴. Sicher ist jedenfalls, dass Niederaltaich nach 955 ein Kanonikerstift war und erst unter dem bedeutenden Abt Godehard gegen Ende des 10. Jahrhunderts wieder zur benediktinischen Observanz zurückgeführt wurde. Aus diesem Umstand heraus entwickelte sich schließlich auch die Bautätigkeit auf dem nur etwa 2 km vom Kloster entfernt gelegenen Frauenberg, auf den wir unser Augenmerk richten wollen.



Abb. 7: Uraufnahme des Raumes um Hengersberg von 1827 mit Frauenberg und Rohrberg, dazwischen der Markt Hengersberg (Wiedergabegenehmigung durch Bayerische Vermessungsverwaltung Nr. 2/14).

Wie Schwarzach, so steht auch Hengersberg unmittelbar mit dem Kloster in Verbindung, das sich nach dem Jahr 1000 zu einem weiteren wirtschaftlichen Zentrum für Niederaltaich entwickelte. Damals wurde – nach den Angaben in der Lebensbeschreibung des Abtes Godehard – neben dem später so genannten Frauenberg auch das umliegende Gebiet erst zu dieser Zeit gerodet (Abb. 7). Es ist aber wohl eher so, „daß die günstige Lage

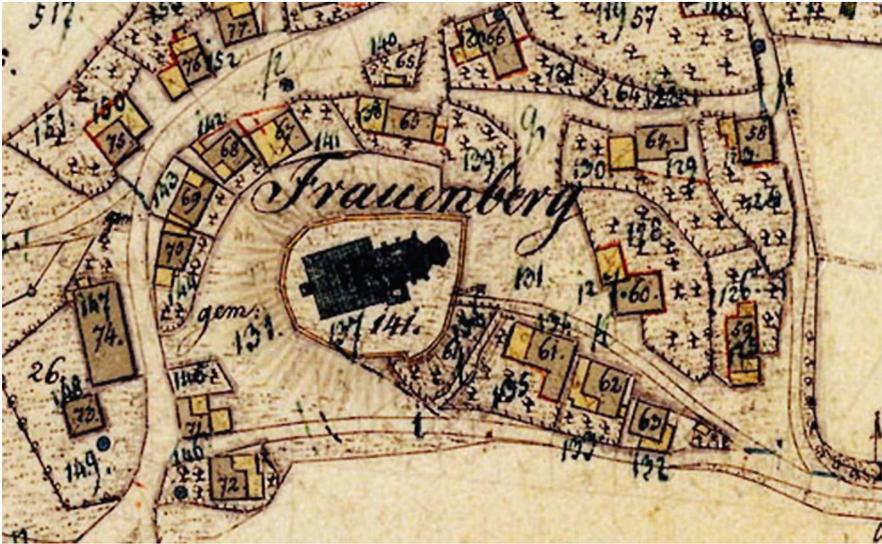


Abb. 8: Darstellung des Frauenbergs in der Uraufnahme von 1827 (vergrößerter Ausschnitt).

des [oberhalb von Hengersberg gelegenen] Rohrbergs schon früher von Schwarzach aus zu einer landwirtschaftlichen Nutzung anregte⁴²⁵. Besonders das 1009 von Kaiser Heinrich II. verliehene Marktrecht sollte Hengersberg in Verbindung mit dem von Gunther angelegten Weg nach Böhmen „zu einem Umschlagplatz vom Handelsverkehr auf der Donau zum Landverkehr und von da nach Böhmen machen“⁴²⁶. Das Kloster nahm um 1300 Weg- und Wasserzoll ein, und der Verkehr sollte von Deggendorf weg über Hengersberg geleitet werden. Das Marktwesen blühte aber erst im 15. Jahrhundert spürbar auf.

Frauenberg

Etwa 1 km südwestlich des Marktplatzes von Hengersberg erhebt sich ca. 22 m über die Donauniederung der Frauenberg, um die erste Jahrtausendwende Helmgeresberg genannt (Abb. 8). Der in der Vita Godehardi²⁷ so genannte Berg dürfte auch namensgebend für den heutigen Markt gewesen sein. Während der aus Perlgneis bestehende Berg im Süden, Westen und Norden ziemlich steil abfällt, flacht er nach Osten relativ sanft ab (Abb. 9). Das heute von einer spätgotischen, im 18. Jahrhundert veränderten Kirche – der Frauenkirche²⁸ – dominierte Gelände (Abb. 10) wird von einer Um-

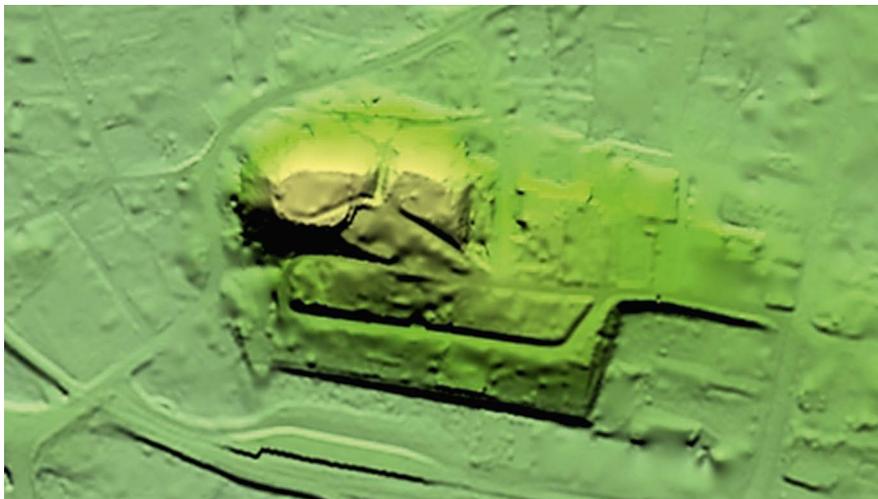


Abb. 9: Digitales Geländemodell des Frauenbergs (Geodaten: Landesamt für Vermessung und Geoinformation München).

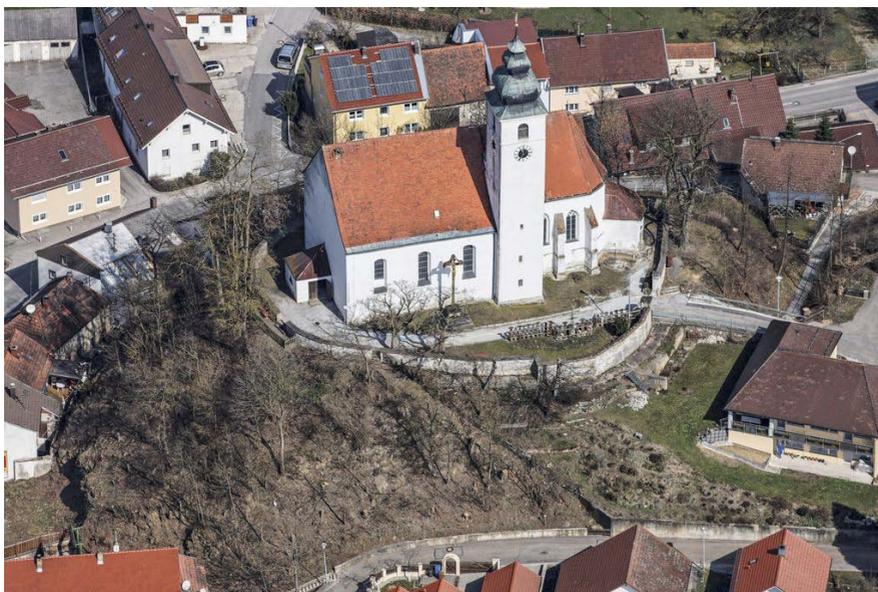


Abb. 10: Luftaufnahme des Frauenbergs (Foto K. Leidorf 14.12.2012).



Abb. 11: Frauenberg. Ausschnitt aus dem an der südlichen Chorwand angebrachten barocken Ölgemälde (Foto K. Schmotz, Nachbearbeitung R. Scharf).

fassungsmauer umgeben, die unmittelbar am Rand des Plateaus verläuft und eine Fläche von etwa 1000 m² einschließt. Diese Umfassungsmauer ist auf barocken Gemälden und dem Wening-Stich dargestellt (Abb. 11–12). Im Osten trennt ein tiefer Halsgraben das Plateau möglicherweise von einer Vorburg ab. Heute ist der Graben südlich des Zugangs weitgehend verfüllt. Bereits dieser Halsgraben demonstriert, dass hier einmal eine Burg gestanden haben muss. Er wird erstmals von K. Popp 1891 zeichnerisch festgehalten²⁹ (Abb. 13), und H. Neubauer skizzierte 1930 in seinem ersten von insgesamt zehn Tagebüchern³⁰ die Geländesituation erneut (Abb. 14). Zuletzt fand das Bodendenkmal Eingang in das Inventar von J. Pätzold³¹. Darin wird auf die Geschichte des Berges allerdings nur sehr oberflächlich eingegangen und lediglich auf den Neubau einer Kirche im Jahr 1262 verwiesen, die als Ersatz für eine ältere Kapelle oder Kirche geweiht worden sei und zu der hier genannten Burg gehört haben müsste.

Die Errichtung einer Burg samt Kapelle/Kirche auf einem exponierten Berg ist an sich nichts besonderes, doch am Frauenberg stoßen wir auf eine bemerkenswerte Situation, die uns durch Schriftquellen eindrucksvoll vor Augen geführt wird. Bereits oben wurde auf die Verbindung zwischen dem Kloster Niederaltaich und einer Bautätigkeit auf dem Berg gegen



Abb. 12: Frauenberg. Darstellung auf dem Wening-Stich von 1701.

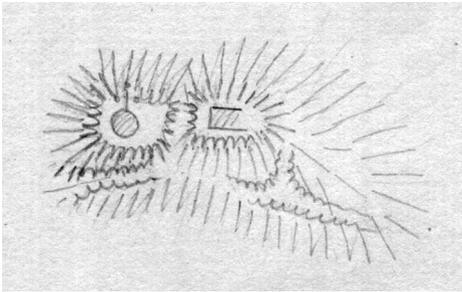


Abb. 13: Frauenberg. Darstellung Popp 1891, Nr. 60b (Archiv BLfD).

Ende des 1. Jahrtausends hingewiesen. Anscheinend war der Berg bis dahin nicht genutzt, denn weder Schriftquellen noch archäologische Funde liefern uns Nachrichten darüber. Allerdings ist festzustellen, dass auf dem Berg bis Herbst 2012 niemals archäologische Untersuchungen bzw. Beobachtungen vorgenommen wurden, und die 1980 während der Innenrenovierung samt Heizungseinbau

angeblich entdeckten Grundmauern eines Rundbaues wurden nicht dokumentiert³². Es wäre auch denkbar, dass der Berg bereits in der Vorgeschichte genutzt und vielleicht schon damals modelliert wurde, wie wir es vom Natternberg und Bogenberg kennen.

Zur Beurteilung der Situation auf dem Frauenberg helfen uns die beiden Lebensbeschreibungen Godehards sowie die Aufzeichnungen des als Geschichtsschreiber geltenden Abtes Hermann, der dem Kloster von 1242 bis 1273 vorstand³³. Ganz besonders die Schilderungen seines Biographen

86)

Am 17. I. 30. Hengerberg.
 Von Frauenberg zu Gangerberg
 gab einen Graben (Abfuhrschneise?)

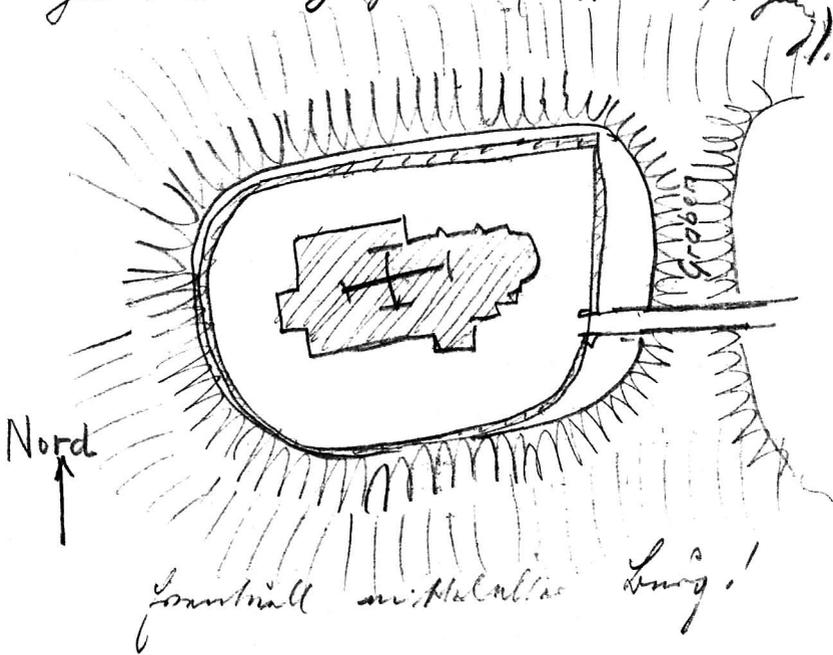


Abb. 14: Frauenberg. Skizze Neubauer 1930 (Tagebuch Neubauer I, 1929, 86).

Wolfher hinsichtlich der Erschließungsarbeiten am damaligen Helmgereberg sind sehr beeindruckend, wenn auch manche eigennützige Übertreibung zu berücksichtigen ist. Abt Godehard (996–1022; danach Bischof von Hildesheim) war auf vielen Gebieten mit Problemen konfrontiert, deren Lösung er anscheinend sehr zielstrebig betrieb. Eine der größten Herausforderungen war es, die mönchische Lebensform gemäß der benediktinischen Regel wiederherzustellen. Angesichts der Schwierigkeiten, die ihm die an ihren Gewohnheiten festhaltenden Altacher Kanoniker bereiteten, hielt Godehard eine klare räumliche Trennung zwischen seinen

Mönchen und den bisherigen Kanonikern als die einzige Möglichkeit, im Kloster wieder Ordnung herzustellen. Er plante deshalb eine Umsiedlung der Kanoniker auf den benachbarten Hengersberg³⁴. Dafür war es aber unumgänglich, die baulichen Voraussetzungen zu schaffen.

In der Vita Godehardi ist zu lesen: „Derselbe, der seit seiner Kindheit allen Lehrern unverbrüchlichen Gehorsam gezeigt hatte, lernte nun in kurzer Zeit allen seinen Untergebenen nicht nur vorzustehen, sondern auch in heilsamster Weise beizustehen. Alles, was in den verflossenen zwei Jahren durch die Nachlässigkeit irgend Jemandes Schaden genommen hatte, stellte er in kürzester Weise wieder her, insbesondere die Kirche und die übrigen Gebäude, welche er, wie bemerkt, den Bedürfnissen der Mönche entsprechend verändert hatte. Auch was den Brüdern an Kleidung oder Nahrung entzogen war, wurde ihnen reichlich wieder ersetzt. Er bemerkte aber, daß der Ort, an dem das Kloster gelegen war, häufig durch das plötzliche Anschwellen der Donau von Ueberschwemmungen³⁵ zu leiden hatte, so daß man dort gar nicht oder nur mit großer Schwierigkeit die Leichen der Gläubigen bestatten konnte. Daher erwählte er einen waldbewachsenen, einsamen Berg, der noch heute der Helmgere-Berg genannt wird, östlich von der Kirche am Ufer der Schwarzra, um dort den Gottesdienst einzuführen, wie er ihn mit dem Beistande der göttlichen Weisheit angeordnet hatte. Ohne Verzug ließ er Bäume und Dornen ausrotten und verbrennen, ebnete den Berg von allen Seiten und trug, was kaum zu glauben ist, eben so eifrig wie die Arbeiter Holz, Steine und Erde in wunderbarer und löblicher Weise herzu. Auch eine Burg von schöner Größe und großer Schönheit erbaute er dort in kurzer Zeit und errichtete in derselben eine runde, schöngeschmückte Kapelle zu Ehren der heiligen Maria nebst Gebäuden, in denen sowohl der König als auch Stiftsherren und Mönche wohnen konnten. Alles dies umgab er mit festen und hohen Mauern und legte ringsumher Weinberge, Obstpflanzungen, Gärten und Fischteiche an. Nachdem alles nach Wunsch angeordnet war, versammelte er dort eine Genossenschaft von Kanonikern, die er als ein kluger Verwalter seines Herrn mit geistlicher und leiblicher Erquickung reichlich bedachte“³⁶.

In der Vita Godehardi wird also von einer Erschließung des Berges und der Errichtung einer Burg samt Rundkirche berichtet. Es scheint deshalb, dass der Berg bis zur Jahrtausendwende ungenutzt geblieben war. Der Erschließungsaufwand dürfte also nicht gerade gering gewesen sein. Wahrscheinlich wurde damals auch eine anzunehmende Kuppe abgetragen, denn die heute ebene Oberfläche kann kaum natürlich sein. Das dabei anfallende Steinmaterial könnte für die Baumaßnahmen Verwendung gefunden haben.

Ob dort tatsächlich eine „Burg von schöner Größe“ entstand, mag durchaus bezweifelt werden, denn auf einer Fläche von etwa 1000 m² ließ sich dies kaum verwirklichen. Allerdings besteht die Möglichkeit der Existenz einer Vorburg am sanft nach Osten abfallenden Gelände, in der sich die Wirtschaftsbereiche befanden. Dann kann die Kernburg samt Kirche durchaus repräsentativer gewesen sein und höheren Ansprüchen genügt haben.

Wahrscheinlich nur wenige Jahre – es wird kurz vor der Jahrtausendwende angenommen³⁷ – entstand gleichzeitig mit Burg und Kirche auf dem Frauenberg auch der Ort Hengersberg, der bereits 1009 von König Heinrich II. das Marktrecht erhielt.

Diese ohne jeden Zweifel für den Frauenberg überlieferte Burg wird seit der Barockzeit auch für den das Ortsbild beherrschenden Rohrberg mit seiner um 1250 erstmals genannten Michaelskirche in Anspruch genommen und bis in jüngste Zeit herein als real dargestellt³⁸. Diese soll 1212 von Altmann von Hengersberg dem Kloster Niederaltaich übertragen und bald darauf eine erste Kirche errichtet worden sein. Johannes Molitor stellt dies überzeugend in Abrede und lässt keinen Zweifel am alleinigen Burgenstandort Frauenberg aufkommen (s.u.)³⁹.

Die Rotunde

Es war schon mehrfach die Rede von der Existenz einer Rundkirche, die in der Vita Godehardi nicht nur Erwähnung findet, sondern auch näher beschrieben wird. Bemerkenswerter Weise gibt es ein exaktes Weihedatum, nämlich den 2. Februar 1008. Dieses Weihedatum wird aber nicht in der Vita Godehardi überliefert, sondern erst von Abt Hermann im 13. Jahrhundert⁴⁰: „Capella beate Marie virginis in Helmgersperge quondam a sancto Godehardo, tunc abbate nostro, constructa est et rogatu ipsius a Berngero venerabili Pataviensis ecclesie episcopo anno ab incarnatione Domini 1008⁴¹ in festo purificationis predictae gloriose virginis dedicata. Fuerunt autem in ipsa cappella quatuor altaria erecta. Ad orientem videlicet duo: unum, id est summum, in honore sancte Marie matris Die, et sub illo aliud in honore sancti Iohannis baptiste; ad occidentem vero unum altare in honore sancti Petri apostoli et sancti Gengolfi martiris; aliud in honore sanctorum Blasii et Nycolai⁴²“. Überhaupt fällt auf, dass das Weihejahr zweimal falsch angegeben wird, nämlich mit 1088⁴². Eine Ursache dafür ist nicht erkennbar. Vielleicht handelt es sich einfach um eine irrige Abschreibung.

Bemerkenswert ist die Ausstattung der Kirche mit vier Altären, nämlich einem Maria geweihten Hochaltar, einem dem hl. Johannes dem Täufer

geweihten, den dritten dem Apostel Petrus und dem Märtyrer Gengolf. Ein vierter Altar befand sich im Westen und war den Heiligen Blasius und Nikolaus geweiht. Wie die Angabe, dass sich der Johannesaltar unterhalb des Hochaltars befunden habe, zu verstehen ist, bleibt unklar. Untermann⁴³ denkt hier an eine Krypta, die aber aufgrund der aus der archäologischen Untersuchung gewonnenen Erkenntnisse kaum vorhanden gewesen sein kann, außer man hätte sie in den anstehenden Fels eingetieft. Man könnte aber auch darauf schließen, dass zwei übereinander stehende Altäre eine doppelgeschossige Kapelle erfordert hätten. Gerhard Streich⁴⁴ geht noch einen Schritt weiter, indem er die spätere Bautätigkeit Godehards in Goslar heranzieht und für Hengersberg einen weiteren Nachfolgebau der Aachener Pfalzkapelle oder zumindest eine Nischenrotunde wie auf dem Würzburger Marienberg und in Altötting als Vergleich heranzieht. Auch ein doppelgeschossiges Umgangspolygon – durch die Entdeckung einer Rotunde inzwischen überholt – spräche für die überlieferte Altaranordnung. Außerdem soll Godehard noch eine zweite Kapelle errichtet haben, die dem hl. Benedikt geweiht war.

Trotz dieser bemerkenswerten Überlieferung wird weder im Kunstdenkmälerband⁴⁵ noch im Dehio⁴⁶ auf die Existenz einer Rotunde hingewiesen.

Der archäologische Befund

Selten gibt es für einen hochmittelalterlichen Kirchenbau eine solch detaillierte Beschreibung, doch musste man sich bis 2012 mit dieser allein begnügen. Der Zufall wollte es, dass im Herbst dieses Jahres die absturzgefährdete Umfassungsmauer an der Nordwestseite erneuert werden musste. Dieses Vorhaben bot die Gelegenheit, Einblicke in den schmalen Bereich zwischen Kirche und Mauer zu erhalten. Erfreulicherweise wies die Gebietsreferentin für Bau- und Kunstdenkmalpflege des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Frau Julia Ludwar, darauf hin, dass eine archäologische Begleitung der erforderlichen Arbeiten durchzuführen sei. Diese wurden von der Kreisarchäologie Deggendorf kurzfristig in die Wege geleitet, und die Marktgemeinde Hengersberg als Baulastträger verpflichtete die Fa. ArcTron aus Altenthann zur Durchführung der begleitenden Maßnahmen.

Von der Kreisarchäologie wurden drei Stellen ausgewählt, an denen mit einem Minibagger Sondagen zwischen Kirchenwand und Umfassungsmauer angelegt werden sollten (Abb. 15). Gehofft wurde auf Aufschlüsse hinsichtlich der Siedlungsgeschichte des Berges und auf Befunde im Fundamentbereich der stehenden Kirche. Gebaggert wurden die Sondagen am 4. und 5.

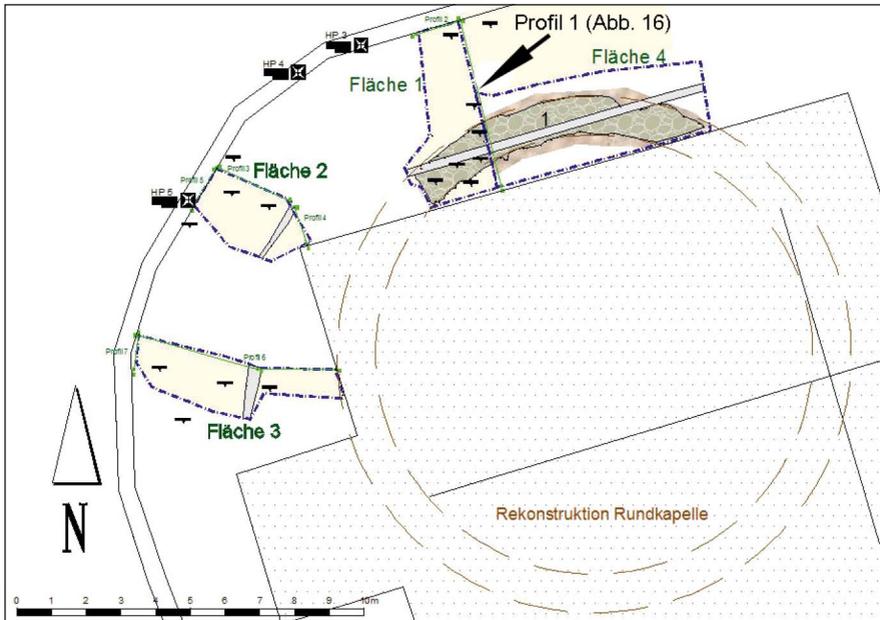


Abb. 15: Frauenberg. Lageplan der Grabungsschnitte und Profile der archäologischen Untersuchung vom Oktober 2012 mit Verlauf des Fundaments und dessen Ergänzung (Fa. ArcTron)

Oktober 2012 (M-Nr. 2012-2241-1_0), wobei nur die östlichste davon Erkenntnisse zur sakralen Baugeschichte auf dem Frauenberg erbrachte, dafür aber um so brisantere, nämlich den Ansatz eines schräg aus der Nordwand der heutigen Kirche ziehenden Fundaments. Da dieser Fundamentansatz nur auf einer kleinen Fläche erkennbar war und in dieser Situation einen bogenförmigen Verlauf nur andeutete, wurde das Fundament parallel zur Nordwand der stehenden Kirche weiter freigelegt. Dadurch gelang es, den gesamten Verlauf deutlich zu erfassen (Abb. 16), wodurch alle noch bestehenden Zweifel an dessen Struktur ausgeräumt werden konnten: Es handelte sich tatsächlich um das Fundamentsegment eines Rundbaues, das zweifellos mit der überlieferten Rotunde in Verbindung zu bringen war.

Von den vier dokumentierten Profilen soll hier nur das Profil 1 genauer dargestellt werden, denn es handelt sich um das einzige, in dem das Rotunden-Fundament erkennbar ist (Abb. 17):

Unter der ca. 10 bis 30 cm starken Humusschicht konnten neben dem Fundament der Rotunde (1) sowie den Baugruben für die heutige Kirche (2)



Abb. 16: Frauenberg. Das nördlich über die heutige Kirchenwand herausziehende Rotundenfundament gegen Westen (Foto K. Schmotz 9.10.2012).

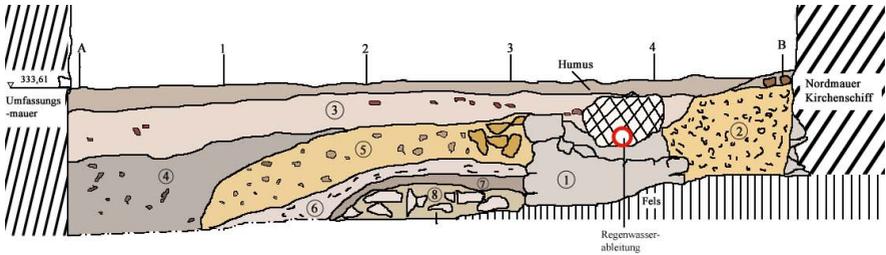


Abb. 17: Frauenberg. Profil 1 der archäologischen Untersuchung vom Oktober 2012 (Dokumentation Fa. ArcTron, graphische Umsetzung A. Kreuzer).

und der nördlichen Umfassungsmauer (4) weitere fünf Schichten unterschiedlicher Konsistenz (3, 5, 6, 7, 8) festgestellt werden. Darüber hinaus eine oberhalb des Rotunden-Fundaments verlaufende Störung, die von der Einbringung einer Regenwasserleitung und eines Erdungsbandes für den Blitzschutz stammt und mit der Planierung 3 in Verbindung zu bringen ist. Die Fundamente der Rotunde und der heutigen Kirche sitzen direkt auf dem Fels in einer Höhe von ca. 333,00 ü. NN. auf. Unmittelbar nördlich des Fundaments der Rotunde befindet sich eine ca. 1,20 m breite und etwa 0,20 m hohe, mit dem Rotundenfundament in Verbindung zu bringende Schicht (8) mit Gneisbruchstücken. Aufgrund des Niveaus, d.h. unmittelbar auf den Fels aufliegend, dürfte es sich am ehesten um Schutt aus der Erbauungszeit der Rotunde handeln, weniger um Abbruchmaterial des 13. Jahrhunderts.

Die Schichten 5, 6 und 7 lassen sich nur schwer interpretieren. Zumindest bei Schicht 5 könnte es sich aufgrund des Vorkommens von Mörtel und Gneisbruchstücken um Abbruchmaterial handeln, das mit der Niederlegung der Rotunde für den Neubau der 1262 geweihten Kirche in Verbindung stehen könnte. Die Schichten 6 und 7 dürften jüngere Planierungen repräsentieren, die vielleicht mit dem Bau der Umfassungsmauer in Verbindung stehen. Übrigens wurde die Unterkante des Fundaments der Umfassungsmauer nicht erreicht. Diese ist in ihrer heutigen Erscheinung neuzeitlich, vielleicht aus dem 19. Jahrhundert. Aufgrund des geringen Platzes am Rand des Bergplateaus musste sie bereits in den Hang gebaut werden. Das trifft natürlich auch auf Vorgängerbauten zu, die in den Darstellungen auf einem barocken Ölbild (Abb. 11) und bei Wening (Abb. 12) deutlich zu erkennen sind.

Das auf 8,40 m Länge aufgedeckte Segment des Rotundenfundaments reicht maximal ca. 2,07 m über die nördliche Kirchenmauer hinaus. Das

aus ca. zwei Bruchstein-Lagen bestehende, bis zu einer Höhe von etwa 0,34 m hoch erhaltene Fundament weist im Westen eine maximale Breite von 1,12 m auf, zeigt aber einige Unregelmäßigkeiten. Der Einbau der Regenwasserleitung und des Erdungsbandes führte zu größeren Störungen. Im Osten scheint die Außenkante des Fundaments teilweise völlig ausgebrochen. Das freigelegte Segment des Rotundenfundaments lässt sich jedenfalls gut rekonstruieren.

An dieser Stelle ist deutlich zu machen, dass die Rotunde unmittelbar auf dem anstehenden Fels aufsitzt, der dann lediglich ca. 50 cm nördlich davon abfällt stark abfällt. Das Bauwerk stand also unmittelbar am Rand eines wahrscheinlich künstlich geschaffenen Plateaus.

Aus dem bogenförmig verlaufenden Fundamentsegment lässt sich ein äußerer Durchmesser des Bauwerks von ca. 14 m erschließen (Abb. 15). Da sich der größte Teil des Rundbaus innerhalb der heutigen Kirche befindet, waren aber keine weiteren Erkenntnisse zu gewinnen. Aufgrund der schriftlichen Überlieferung muss es sich um einen qualitativ durchaus ansprechenden Bau gehandelt haben, für den mit einer Apsis gerechnet werden kann, vielleicht sogar mit einer Zweigeschossigkeit (s.o.).

Sowohl in den geplant angelegten Schnitten, besonders aber durch die gesamte Freilegung des Rotundensegments war ein Blick auf die Fundamente der spätgotischen Kirche möglich. Es zeigte sich, dass die Fundamentierung der Nordseite des Schiffes mit wenig sorgfältig gelegten Gneis-Bruchsteinen vorgenommen wurde, an der Nordwest-Ecke dagegen eine Verquaderung bis auf den anstehenden Fels reicht.

Die in der kleinen archäologischen Untersuchung gewonnenen Erkenntnisse hinsichtlich Lage, Bauweise und Abmessungen des Rotundenfundaments bedeuten einen ganz erheblichen Schritt in der Kenntnis des Baubestandes auf dem Frauenberg vor den spätromanischen Um- und Neubaumaßnahmen von Abt Herrmann. Allerdings bedarf es noch erheblicher Anstrengungen, um die unter Abt Godehard um das Jahr 1000 vorgenommenen Baumaßnahmen genauer zu erkennen. Es ist daran zu erinnern, dass neben der Rundkirche auch eine Befestigung und ein Stift entstanden waren, über deren Aussehen keine konkreten Hinweise aus den zur Verfügung stehenden Schriftquellen abzuleiten sind. Im Zuge der erforderlichen Instandsetzung der heutigen Kirche darf auf keinen Fall die Chance einer archäologischen Untersuchung vertan werden. Da auf dem Hengersberger Frauenberg die derzeit einzige bekannte Burgrotunde Niederbayerns nachgewiesen ist, steht der Eigentümer der Kirche in besonderer Pflicht. Die Hengersberger sollten aber mit der Aufgabe nicht allein gelassen werden,

sondern sowohl in finanzieller als auch grabungstechnischer Hinsicht Unterstützung erfahren.

Ob die Rotunde nach einem Bestand von ca. 250 Jahren baufällig war, bleibt dahingestellt. Es kommen sowohl Zerstörungen im Zuge der Auseinandersetzungen zwischen den Grafen von Bogen und denen von Ortenburg in Frage als auch der (Rück-) Erwerb der früher entfremdeten Burg von den Bogenern durch das Kloster Niederaltaich. In dessen Folge wurde die Burg nach 1212/13 abgebrochen⁴⁷, um die Machtansprüche des Klosters nicht wieder zu gefährden⁴⁸, und da sie in der Folgezeit in keiner Schriftquelle mehr auftaucht⁴⁹, darf an diesem Vorgang nicht gezweifelt werden. Vielleicht wurde die Rotunde bei den Abbrucharbeiten an der Burg in Mitleidenschaft gezogen, weshalb deren Beseitigung um so leichter fiel⁵⁰.

Jedenfalls ersetzte Abt Hermann die Rundkirche vor 1262 durch einen Neubau – ein neues Jerusalem nennt ein späterer Chronist die weithin sichtbare Frauenbergkirche⁵¹. Der Abbruch der Rotunde ist in einem barocken Ölbild an der Nordseite des Altarraumes dargestellt, das Abt Hermann als Auftraggeber der Baumaßnahme zeigt (Abb. 18). Der päpstliche Legat Bischof Anselm von Ermland weihte sie am 30. Juli 1262⁵².

Die Weihe der Frauenbergkirche durch einen apostolischen Legaten war für Abt Hermann natürlich eine Ehre. Die neue Kirche hatte fünf Altäre⁵³. In einem wurden die Reliquien der vier Altäre der abgebrochenen Rotunde aufbewahrt, dazu noch jene aus der Benediktikapelle. Geweiht waren die Altäre folgenden Heiligen: 1. der Jungfrau Maria, sowie Anna und Jakob; 2. Magdalena, Barbara, Katharina, Dorothea; dieser Altar stand mitten in der Kirche; 3. Johannes der Täufer, Andreas und Jakob (westlicher Seitenaltar); 4. Benedikt, Bernhard, Wolfgang, Gotthard, Leonhard; 5. hl. Blut Christi und Alle Heiligen. Dieser letzte Altar stand *auf oder in mitten des chores oder Ambulatorio*, so dass vielleicht – ähnlich wie bei der Rotunde – mit einer zweigeschossigen Anlage zu rechnen ist. Eine Reihe von Reliquien hatte man zusätzlich noch erworben (Kreuz Christi, Mauritius und Gefährten, Apollinaris, Crisogonus, Pantaleon, Quirin, Godehard, Wolfgang, Severin, Christina, Verena, Julitta, 11 000 Jungfrauen). Im 14. Jahrhundert kam noch eine weitere Reliquie hinzu, und zwar „ein dropfen Blut christi“ und ein *Partiel von H. Altar Sacrament*⁵⁴.

Kirche, Burg und Stift auf dem Frauenberg

Mit der Errichtung von Burg und Kirche bot der Frauenberg das Bild einer frühen Höhenburg mit einem Burg-Stift, die sowohl dem Schutz der nahen Reichsabtei wie auch als weltliche Residenz seiner Äbte diente. Auch eine



Abb. 18: Frauenberg. Darstellung des Rotundenabbruchs auf einem Barockgemälde an der Nordwand des heutigen Altarraums (Foto R. Scharf).

königliche Initiative ist hier in Erwägung zu ziehen. Die *edificia regali habitationi convenientia* war noch immer gegenwärtig und dürfte an die Stelle älterer im Kloster gelegener Königsunterkünfte getreten sein, die dort im reformerischen Verständnis der monastischen *contemplatio* nicht mehr zeitgemäß waren. Über die Errichtung von Burg und Stift hinaus wurden die dortigen zentralörtlichen Funktionen zusätzlich durch die Privilegierung eines Marktes und einer Zollstelle begründet⁵⁵.

Burgartige Höhenresidenzen in Verbindung mit Kanonikerstiften sind nicht nur vom Episkopat, sondern auch von den Äbten der großen Reichsklöster, die sich als den Bischöfen gleichrangige Reichsfürsten empfanden, angelegt worden. Hengersberg war offensichtlich nur als Nebenresidenz und Schutzburg gedacht. Eine Frage bleibt aber ungeklärt, nämlich wie man sich auf der kleinen auf dem Frauenberg zur Verfügung stehenden Fläche eine Kirche/Kapelle in Verbindung mit einer Burg samt Kanonikerstift vorzustellen hat. Ohne die Einbeziehung einer möglichen Vorburg dürfte es schwer gewesen sein, die erforderlichen Gebäude unterzubringen, oder man beschied sich mit einem wenig umfangreichen Gebäudekomplex.

Wegen fehlender konkreter Hinweise auf die bauliche Gestaltung auf dem Frauenberg ist es müßig, weiter darüber zu spekulieren. Seien wir zufrieden, dass durch die kleine archäologische Untersuchung des Jahres 2012 zumindest der Standort der Rotunde bekannt wurde.

Burgrotunden in Bayern und seiner östlichen Nachbarschaft

Die im anschließenden Katalog vorgenommene Zusammenstellung der runden und polygonalen Zentralbauten Bayerns zeigt, dass unter den 26 erfassten Bauwerken lediglich drei als Burgrotunden anzusprechen sind, nämlich in Hengersberg, Würzburg und Bamberg (vgl. Tab. 1). Der kleine, aus Holz konstruierte Rundbau im Palas der Nürnberger Burg soll hier nicht berücksichtigt werden. Da Hengersberg nicht an die Bedeutung Bambergs und Würzburgs heranreicht, außerdem die Erhaltungszustände der jeweiligen Bauwerke zu unterschiedlich sind und lediglich drei Burgrotunden keine statistische Basis liefern können, erübrigen sich weiter reichende Vergleiche. Allerdings fallen bauliche Unterschiede auf, die hier kurz dargestellt werden sollen.

Die genannten Bauten sind in unterschiedlicher Qualität und Form auf uns gekommen. So begegnet auf dem Würzburger Marienberg eine weitgehend vollständig erhaltene Nischenrotunde mit (archäologisch nachgewiesenem) rechteckigem Altarraum und Apsis, in Bamberg ein teilweise erhaltener qualitätvoller doppelgeschossiger Oktogonalbau mit Apsis und in Hengersberg ein archäologisch und historisch überlieferter Rundbau, von dem wir aber keine Details kennen und Doppelgeschossigkeit lediglich vermuten können.

Die Würzburger Nischenrotunde, mit einem Außendurchmesser von 19,85 m die größte in ganz Bayern – abgesehen von den nicht gesicherten Maßen in Augsburg (18,50–20,00 m) – findet nur in Altötting eine Entsprechung, denn die lange Zeit als zu dieser Bautengruppe gehörig angesehene Rotunde von Ludwigsstadt musste aufgrund der dortigen Grabungsergebnisse aus der Liste entfernt werden.

Es fällt auf, dass alle drei in Bayern vorhandenen und mit Burgen in Verbindung stehenden Zentralbauten zu den frühesten Denkmälern zählen. Mit der guten schriftlichen Überlieferung ist es möglich, die Entstehung der Hengersberger Rotunde um die Jahrtausendwende festzulegen, während die Würzburger Marienkirche durch stilkritische und historische Untersuchungen dem frühen 11. Jahrhundert zugeordnet wird. Die oktogonale Bamberger Andreaskapelle wird ebenfalls durch Stilkritik in die Mitte des 11. Jahrhunderts datiert.

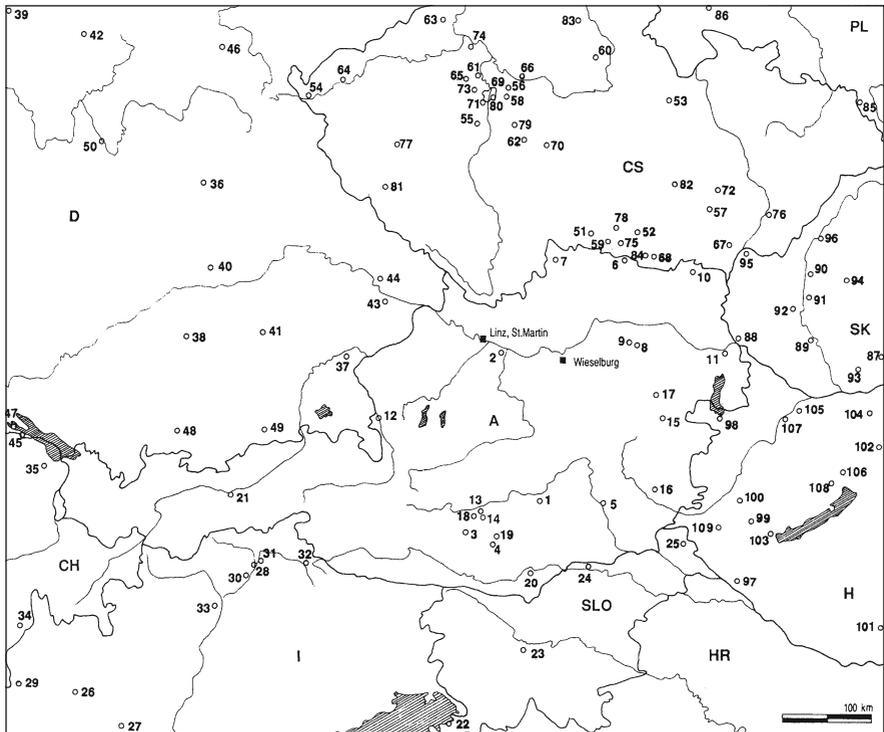


Abb. 19: Verbreitungskarte mittelalterlicher Rundkirchen und kreisrunder Burgkapellen in Österreich und benachbarten Gebieten (nach Lehner 1996, 68 Abb. 36).

Der geringe Bestand an Burgrotunden in Bayern steht in auffallendem Gegensatz zu den östlich und südöstlich benachbarten Regionen. Es ist hier nicht der Platz für eine ausführliche Besprechung der dortigen Verhältnisse, denn es gibt – vor allem für den böhmisch-mährischen Raum sowie in Österreich, der Slowakei, Ungarn und auch Mitteldeutschland – umfangreichere Untersuchungen und Zusammenstellungen⁵⁶. So soll ein Blick auf die von Manfred Lehner erarbeitete Kartierung (Abb. 19) genügen, in der allerdings nicht unter Burgrotunden und „normalen“ kirchlichen Zentralbauten unterschieden wird⁵⁷. Lediglich die Karner wurden nicht dargestellt. Doch trotz fehlender Differenzierungen der jeweiligen Funktionen zeigt sich sehr deutlich, dass Bayern nur randlich von Interesse ist. Anscheinend kam hier die „Mode“ der Burgrotunden nur sehr marginal zum Tragen, denn auch bei Berücksichtigung eines Unsicherheitsfaktors in der Denkmälerkenntnis und gewissen Chancen, bei archäologischen

Untersuchungen doch auf runde oder polygonale Grundrisse zu stoßen, dürfte sich am gesamten Erscheinungsbild kaum etwas entscheidendes ändern. In diesem Zusammenhang ist auf den minutiös untersuchten Landkreis Cham zu verweisen, für den keine einzige Burgrotunde namhaft zu machen war⁵⁸. Dieser Befund deckt sich mit den Feststellungen von Walter Haas, der für Pfalz-, Burg- und Hauskapellen in Altbayern „fast immer Longitudinalbauten“ namhaft macht⁵⁹.

Als Bayern östlich am nächsten gelegene Burgrotunden seien hier Loket/Elbogen⁶⁰ bei Cheb/Eger, Starý Plzenec/Alt Pilsen⁶¹, und die neben Alt Pilsen bekanntesten Bauten von Budeč⁶² bei Kladno und Levý Hradec⁶³ westlich von Prag genannt.

Mit der kurzen Betrachtung zu den Zentralbauten auf Burgen soll die Behandlung des Hengersberger Frauenberges abgeschlossen werden. Eine weiter reichende Untersuchung macht erst Sinn, wenn von dort neue archäologische Erkenntnisse vorliegen.

Runde und polygonale Zentralbauten in Bayern

Die Entdeckung von Hengersberg führte zu einer weiter reichenden Beschäftigung mit den Zentralbauten in Bayern. Dass deren Betrachtung innerhalb moderner politischer Grenzen als willkürlich angesehen werden kann, mag durchaus als Einwand gelten. Das Ziel dieser Zusammenstellung ist es aber nicht, kunsthistorische und funktionale Betrachtungen, wenn möglich noch in Verbindung mit herrschaftlichen und kirchlichen Verhältnissen, vorzunehmen, denn dazu sieht sich der Autor nicht in der Lage. Da sich bisher niemand umfassend mit dem hochmittelalterlichen Zentralbau in Bayern auseinandersetzte, soll der hier erarbeitete Katalog als Basis für eine weitergehende Beschäftigung durch Berufene dienen. Gerade die zuletzt erschienene Kartierung von Manfred Lehner (Abb. 19) zeigt sehr deutlich, dass in Bayern nur die lange bekannten Plätze eingetragen sind. Durch Literaturrecherche, Nachfragen bei Kollegen der Archäologie und Kunstgeschichte sowie bei Historikern entstand für Bayern eine Verbreitungskarte (Abb. 22) sowie eine tabellarische (Tab. 1) und graphische Darstellung der Gesamtsituation (Abb. 20–21). Im Zuge der Befundaufnahme stellte sich auch heraus, dass manche altbekannten Einschätzungen zu revidieren sind und durch archäologische und bauhistorische Untersuchungen plötzlich bis dato unbekannte Denkmäler vorliegen.

Sehr bemerkenswert ist die doch auffallende Erweiterung des Bestandes auf 26 Objekte. Aufgrund der jetzt größeren Basis lassen sich Objektgattungen und Bauformen besser darstellen, ebenso die Datierungen bzw. Datie-

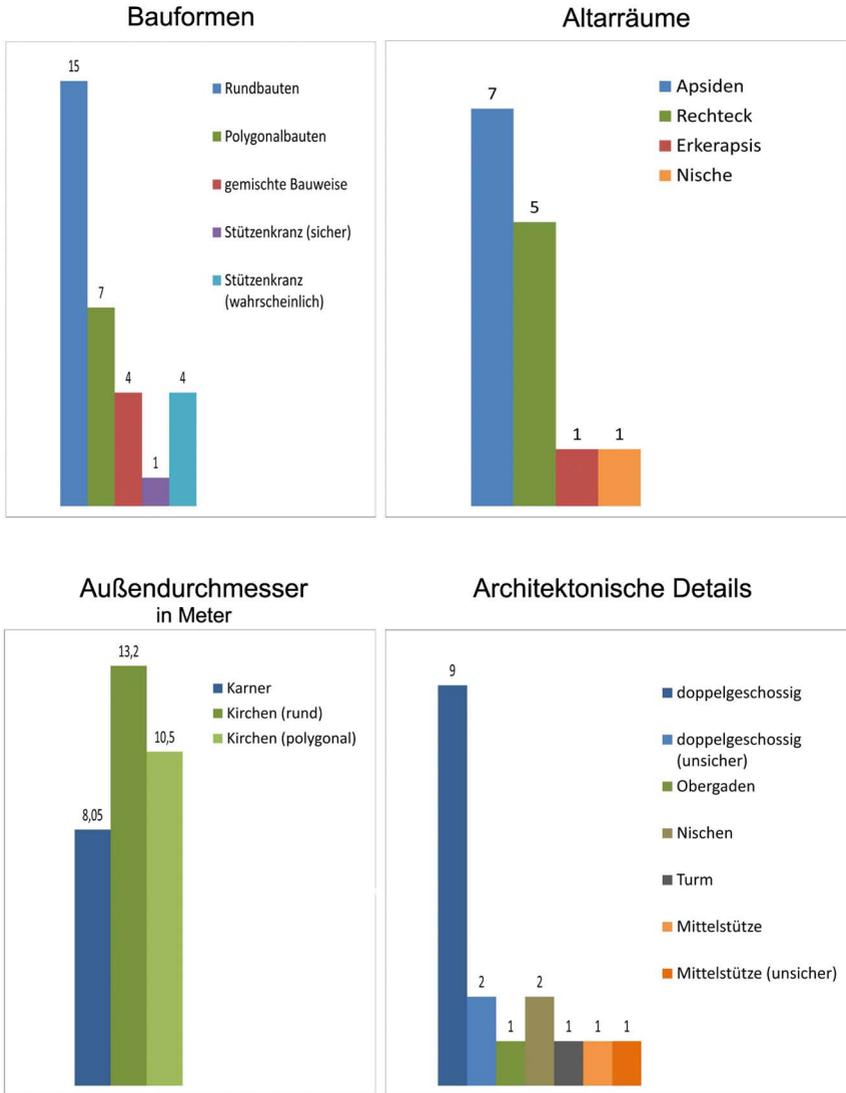


Abb. 20: Zusammenstellung baulicher Merkmale hochmittelalterlicher Zentralbauten in Bayern (Graphik: A. Kreuzer).

zungstendenzen. Gerade bei den Datierungen stellte sich heraus, dass derzeit nur ein einziger Zentralbau gesichert vorromanisch ist, nämlich jener von Freising. Das große für die Tegernseer Rotunde in der Tabelle eingeführte Fragezeichen hinsichtlich einer Entstehung im 8. Jahrhundert soll zu einer erneuten Auseinandersetzung mit der dortigen Situation anregen.

Darüber hinaus war es auch möglich, fünf unklare bzw. inzwischen sicher nicht als Rotunden anzusehende Bauten auszusondern. Es handelt sich hier um den Grabungsbefund am Eichstätter Dom, den Karner von Eichstätt, den Karner von Osterhofen-Altenmarkt, den gotischen oktogonalen Kapelleneinbau in der Nürnberger Lorenzkirche und die nach einer intensiven archäologischen Untersuchung als gotisch eingeschätzte Nischenrotunde von Ludwigsstadt.

Die im Zuge der Erarbeitung des Katalogs gewonnenen Kenntnisse sollen hier im Überblick kommentiert werden. In besonderen Fällen geschieht dies auch innerhalb des Katalogs.

Erhaltung und Forschungssituation (Abb. 21)

Ganz entscheidend für die Beurteilung der jeweiligen Bauten ist deren Überlieferung. Hier fällt sofort ins Auge, dass nur elf Bauten vollständig auf uns gekommen sind, fünf weitere teilweise oder in veränderter Form erhalten blieben. Dagegen wurden zehn Objekte zu unterschiedlichen Zeiten abgebrochen. Die abgebrochenen Bauten sind entweder archäologisch erfasst (Hengersberg, Malsbach, Nürnberger Burg, Tegernsee, Würzburg St. Gallus), ergänzt um Hinweise durch Schriftquellen (Hengersberg, Würzburg St. Gallus), oder durch ältere Lagepläne (Freising, Regensburg St. Emmeram) und verschiedene bildliche Darstellungen (Freising, Regensburg St. Margarethe, Würzburg St. Burkard). Sehr bemerkenswert ist die Dokumentation des großen Heiligen Grabes von Augsburg vor dessen Abbruch 1610 durch Grund- und Aufrisse.

Nur an fünf stehenden Bauten kam es zu Bauuntersuchungen, die besonders in Gaden, Haidenkofen, Hausbach und der Würzburger Marienkirche – hier lieferte eine archäologische Untersuchung zusätzliche Erkenntnisse zur Form des Altarraums – wichtige Befunde erbrachten. Die Qualität der in Roding vorgenommenen Bauuntersuchungen lässt aber zu wünschen übrig, und in Altenfurt kam es neben einer Baubeobachtung zu „Schürfungen“, die wenig mit Archäologie zu tun hatten.

Klassifizierung

Bei den Bauformen werden Rund- und Polygonalbauten (Abb. 20) unterschieden. Es zeigte sich, dass die Rundbauten mit 15 Objekten gegenüber

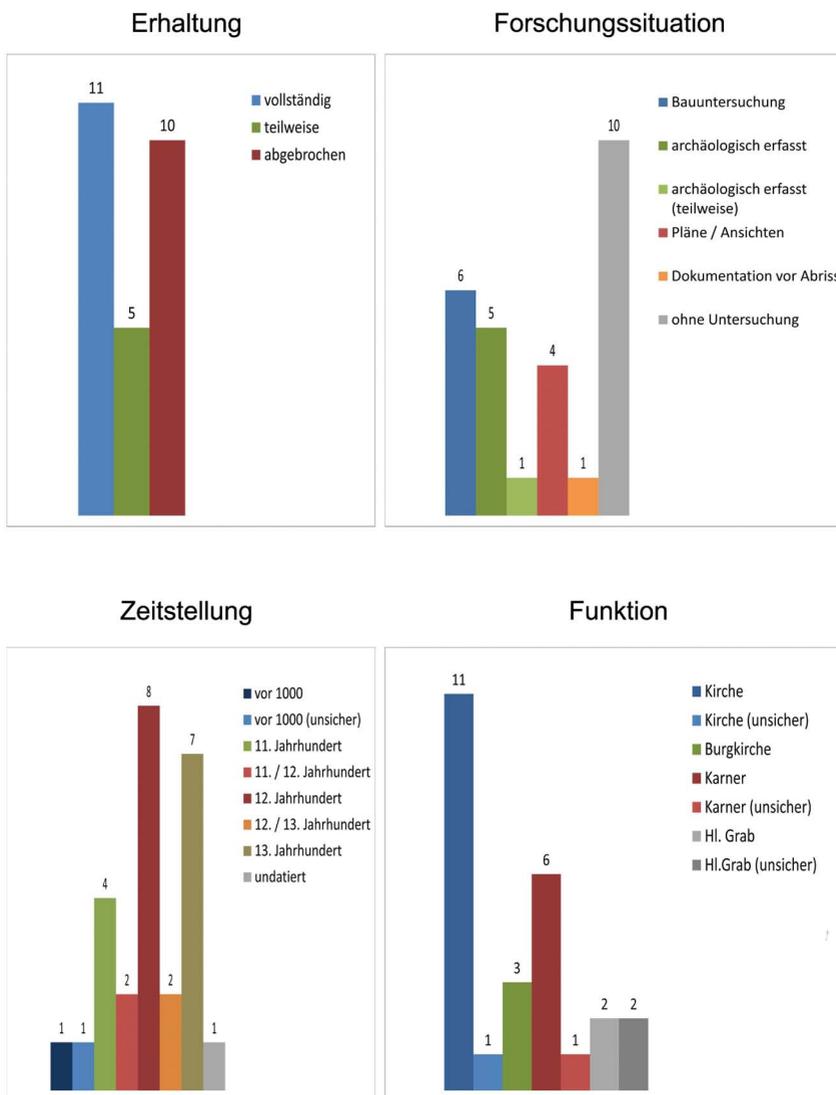


Abb. 21: Daten zu den hochmittelalterlichen Zentralbauten in Bayern (Graphik: A. Kreuzer).

den Polygonalbauten mit sieben Nachweisen eindeutig dominieren. Bei den polygonalen Bauten ist darauf hinzuweisen, dass es sich mit einer Ausnahme um Oktogone handelt. Bei der Ausnahme handelt es sich um das Sexagon der Katharinenkapelle von Regensburg. Da in vier Fällen (Altötting, Laufen, Mühldorf, Nürnberger Burg) eine Mischung aus Rund- und Polygonalbauten (hierzu wurde auch der quadratische Grundriss von Laufen gerechnet) vorliegt, wurden diese im Diagramm eigens dargestellt. Die Kombination der Formen kann sowohl in unterschiedlichen Geschossen als auch in einem einzigen Geschoss (Altötting) vorkommen. Der Befund von der Nürnberger Burg – es handelt sich im Kern um einen leicht elliptischen Rundbau mit Apsis – ist als Sonderfall zu betrachten, und zwar nicht nur wegen seiner Holz-Lehm-Konstruktion, sondern auch wegen seiner äußeren rechteckigen Form und seiner Lage innerhalb des Palas.

Als weiteres wichtiges Unterscheidungskriterium haben die Funktionen der einzelnen Bauten zu gelten, wobei die übliche Unterscheidung in Kirche, Karner⁶⁴ und Heiliges Grab⁶⁵ übernommen wurde (Abb. 21). Hier dominieren die rein kirchlichen Funktionen mit 14 sicheren (einschließlich der drei Burgenkirchen) und einem unsicheren Befund (Malsbach), gefolgt von sechs Karnern, zu denen noch ein unsicherer (Würzburg St. Burkard) gehören kann, und vier Heiligen Gräbern (Augsburg, Eichstätt, Malsbach, Steingaden), von denen aber Malsbach und Steingaden als unsicher einzustufen sind.

Auffallend ist die Tatsache, dass die Außendurchmesser der Rundbauten bei den Karnern durchschnittlich ca. 8,00 m erreichen, während bei Objekten rein kirchlicher Funktion der Durchschnitt bei 13,20 m liegt. Die polygonalen Bauten liegen mit einem Durchschnitt von 10,50 m genau dazwischen.

Architektonische Details (Abb. 20)

Die Hälfte aller Bauwerke zeigt Details, die wegen ihrer Vielschichtigkeit im Diagramm kaum Schwerpunkte erkennen lassen. Eine Ausnahme bildet hier lediglich die Doppelgeschossigkeit mit neun Nachweisen, zu denen noch eine unsichere Situation in Hengersberg kommt. Die Doppelgeschossigkeit ist überwiegend mit Rundbauten der Karnerfunktion verknüpft.

Nur in einem Fall (Freising) dürfte ein Obergaden durch eine Miniatur überliefert sein, während die bildlichen Quellen für Augsburg eine gewisse Wahrscheinlichkeit liefern. Für Bamberg wird ein Obergaden aus dem Baubefund abgeleitet.

Zu den Details werden auch die nur in den Rotunden von Würzburg Marienberg und Altötting vorkommenden Nischen gerechnet. Eine ehemalige Mittelstütze ist nur im Oktogon von Haidenkofen nachgewiesen,

Ort	Patrozinium	Funktion	Grundriss	Altarraum	Erhaltung	Datierung	Forschungssituation	Details	Außendm.	Mauerst.
Allersburg	Leonhard	Kamer	rund		vollständig	um 1200		doppelgeschossig	6,10	1,10
Altenfurt	Johannes Baptist	Kirche	rund	Apsis	vollständig	12./13. Jh.			7,85	1,12
Altötting	Maria	Kirche	rund/oktogonal	ohne	vollständig	um 1000/11. Jh.		Nischen	9,40	1,60
Augsburg	Agathe/Laurentius	Hl. Grab	rund	rechteckig	abgebrochen	1128/1236?	Dokumentation 16. Jh.	doppelgeschossig	18,50	0,75 l
Bamberg	Andreas	Kirche	oktogonal	Apsis	teilweise	Mitte 11. Jh.		doppelgeschossig	11,50	1,20
Eichstätt	Hl. Kreuz u. Hl. Grab	Hl. Grab	rund	??	teilweise	2. H. 12. Jh.			?	?
Freising	Petrus	Kirche	rund	??	abgebrochen	9. Jh.	Lageplan, got. Miniatur	Obergaden	11,50	?
Gaden	Rupert	Kirche	oktogonal	rechteckig	vollständig	11./12. Jh.	Bauntersuchung		10,00	0,80
Haidenkofen	Agidius	Kirche	oktogonal	rechteckig	vollständig	11./12. Jh.		Turm	7,80	0,80
Hausbach	Maria (urspr.), Magdalena	Kirche	rund	ohne	umgebaut	spätes 11./12. Jh.	Bauntersuchung		16,50	0,90
Hengersberg	Maria	Kirche	rund	??	abgebrochen	1008	archäolog. erfasst	doppelgeschossig?	14,00	1,12
Laufen	Michael (urspr.), Maria	Kamer	quadratisch/rund	Apsis	umgebaut	2. H. 13. Jh.		doppelgeschossig	11,00	3,13 Ø
Malsbach	??	Kirche/Hl. Grab?	rund		abgebrochen	12./13. Jh.	archäolog. erfasst	doppelgeschossig?	12,50	0,85
Mühlendorf	Michael (urspr.), Johannes BAPT.	Kamer	rund/oktogonal	Apsis	vollständig	2. H. 13. Jh.		doppelgeschossig	8,70	0,95
Nürnberg Burg	??	Kirche	rund/rechteckig	Apsis	abgebrochen	13. Jh.	archäolog. erfasst	Holzkonstruktion	?	?
Perschen	Michael	Kamer	rund	Apsis	vollständig	2. H. 13. Jh.		doppelgeschossig	7,00	0,75
Regensburg	Oswald	Kirche	rund	Apsis	abgebrochen	1120/1130	Pläne frühes 19. Jh.		?	?
Regensburg Katharinenstpal	Michael (ursprüngl.), später Katharina	Kirche	sexagonal	Apsis (urspr.) rechteckig	weitgehend vollständig	1220/1230			11,00	0,90
St. Margarethe	Margarethe	Kirche	oktogonal	??	abgebrochen	vor 1221	versch. Ansichten		?	?
Roding	Josef, ursprüngl. Johannes BAPT.	Kamer	rund	Erkerapsis	vollständig	Mitte 12. Jh.	Bauntersuchung	doppelgeschossig	8,70	1,30
Rottendorf	??	Kamer	rund	Nische	vollständig	12. Jh.		doppelgeschossig	6,80	1,20
Steingaden	Johannes Evangelist	Hl. Grab?	rund		vollständig	Mitte 12. Jh.			?	?
Tegemsee	Salvator	Kirche	rund	ohne	abgebrochen	8. Jh.??	archäolog. erfasst		14,00	2,00
Würzburg Marienkirche	Maria	Kirche	rund	rechteckig mit Apsis	teilweise	frühes 11. Jh.	Bauntersuchung, Archäologie	Nischen	19,85	3,66
Würzburg	??	Kirche/Kamer?	oktogonal	??	abgebrochen	??	Ansicht		?	?
St. Burkard										
Würzburg	Gallus	Kirche	oktogonal	??	abgebrochen	1130	archäolog. erfasst	doppelgeschossig	12,30	1,40

Tab. 1: Zusammenstellung der baulichen Merkmale sowie der Überlieferungs- und Forschungssituation an hochmittelalterlichen Zentralbauten in Bayern.

während für Hausbach aufgrund des großen Durchmessers von 16,50 m und fehlender Hinweise auf einen Stützenkranz (s.u.) eine Mittelstütze in Erwägung zu ziehen ist.

Nur für einen einzigen Zentralbau, nämlich das Oktogon von Haidenkofen, ist ein zeitgleicher Turm nachgewiesen.

Bauten mit Stützenkranz (Abb. 20)

Eine besondere, aber nicht leicht zu beurteilende Bauform begegnet in den Bauten von Augsburg, Bamberg, Freising, Malsbach und Würzburg St. Gallus. Ein deutlicher Hinweis auf die Existenz eines Stützenkranzes liegt durch die Dokumentation des Heiligen Grabes aus Augsburg vor. Auch wenn er nicht zweifelsfrei gesichert ist gibt es doch mit Hinweisen auf Zweigeschossigkeit und bei dem erheblichen Durchmesser von 18,50 oder 20,00 m sowie einer Mauerstärke von lediglich 0,75 m durchaus Argumente für dessen Existenz. Im Gegensatz zu den archäologischen Nachweisen von Malsbach und Würzburg St. Gallus, die innen gelegene runde Grundmauern erkennen lassen, die als Fundamente für Pfeiler, Rundpfeiler oder Säulen anzusehen sind, wären die Augsburger Stützen – es handelte sich um 12 Exemplare – ohne Altarraum hätten 16 Platz – einzeln fundamentierte. Daraus kann eine Umgangsbreite von etwa 2,20 bis 3,00 m erschlossen werden (unsichere Maßangaben). In Augsburg gibt es darüber hinaus einen zentralen dreistöckigen, als Grabrotunde bezeichneten Raum, der auf einem runden Fundament mit etwa 1,00 m Breite und 6,00 bis 7,00 m Durchmesser steht.

Für das Oktogon von Bamberg ist kein inneres Fundament zur Aufnahme von Stützen nachgewiesen und wird trotzdem als real angenommen. Bei einem Außendurchmesser von 11,50 m bliebe aber nur wenig Platz für einen dazugehörigen Umgang, was aber aufgrund der archäologisch erfassten Situation am Oktogon von Würzburg St. Gallus, wo eine Umgangsbreite von lediglich etwa 1,00 m zu erschließen ist, durchaus möglich erscheint. Aufgrund der oktogonalen Bauform müssten jeweils acht Stützen vorhanden gewesen sein.

Ein weiterer, nur durch eine archäologische Ausgrabung nachgewiesener Befund liegt im oberpfälzischen Malsbach. Die durch eine nicht auffindbare Dokumentation entstandenen Probleme bei der Rekonstruktion des dortigen Befundes sind im Katalog ausführlich dargestellt. Die aus Bildern und wenigen erhaltenen Maßangaben erschließbaren Fundamente scheinen auch hier auf einen Stützenkranz zu deuten, der bei einem Durchmesser des Gesamtbauwerks von 12,50 m wiederum nur einen schmalen Umgang

ermöglichte. Die Dimension des zentralen Fundaments ist mit 6,50 m Außendurchmesser aber einer Fundamentbreite von etwa 2,00 m, die nur eine innere Weite von etwa 2,00 m übriglässt, nur schwer interpretierbar. Durch die geringen Abmessungen des zentralen Ringfundaments bliebe allerdings eine Umgangsweite von etwa 2,00 m, also doppelt so viel wie in Bamberg und Würzburg. Vielleicht kann man hier auch an eine kleine Grabrotunde nach dem Vorbild von Augsburg denken.

Bleibt noch der aus Bildquellen im Aufgehenden zu erschließende Bau vom Freisinger Domberg. Bei einem Außendurchmesser von etwa 11,50 m und einem wahrscheinlichen Obergaden könnte er auch doppelgeschossig gewesen sein. Ein Stützenkranz ist zwar nicht nachgewiesen, doch könnte die auffallende Bauform bei der Bedeutung des Ortes in Erwägung zu ziehen sein. Die Unterscheidung von Bauten mit Obergaden und Doppelgeschossigkeit ist problematisch, denn sie müssen sich gegenseitig nicht unbedingt ausschließen. Leider gibt es keinen vollständig erhaltenen doppelgeschossigen Bau mit Obergaden.

Altarräume (Abb. 20)

Für insgesamt zwölf Zentralbauten sind ausgeschiedene Altarräume nachgewiesen, vorwiegend Apsiden (7) gefolgt von rechteckigen Räumen (5). Die Erkerapsis von Roding und die Nische von Rottendorf wurden mangels anderer Möglichkeiten zu den Altarräumen genommen, obwohl deren Funktion nicht eindeutig geklärt ist. Bei der Verwendung von Apsiden halten sich die als Kirchen genutzten Bauten mit vier Nachweisen gegenüber den Karnern mit drei in etwa die Waage. Bemerkenswert sind die großen rechteckigen Altarräume mit apsidialem Schluss am Heiligen Grab von Augsburg und der Rotunde vom Würzburger Marienberg.

Apsiden kommen vorwiegend an runden Bauten vor, an polygonalen Bauten treten bevorzugt rechteckige Formen auf (3).

Bauplastik und Zierelemente

Da Bauplastik – außer sie ist in Museen verblieben – fast ausschließlich nur an stehenden Bauwerken vorhanden sein kann, reduzieren sich die Beobachtungsmöglichkeiten auf 16 vollständig bzw. teilweise erhalten gebliebene Bauten. Es handelt sich sowohl um Kapitelle (Altötting, Bamberg, Regensburg Katharinenspital, Steingaden), Basen für Wanddienste (Steingaden, Würzburg St. Gallus), Kämpfer (Allersburg, Bamberg, Perschen) und Friese (Augsburg, Eichstätt, Mühldorf, Steingaden, Würz-

burg Marienberg). Tympana kommen in Altötting (späterer Zubau), Laufen und Perschen (ohne Relief) sowie Steingaden vor.

Unter allen Bauwerken mit Bauplastik sticht zweifellos Steingaden hervor, denn der dortige Rundbau begegnet mit allen hier genannten Elementen, und zwar in besonderer Qualität. So weisen die Kapitelle im Innern je einen Stier- und Löwenkopf (Symbole für die Evangelisten Lukas und Markus) sowie Blattornamente auf. An der Außenseite zeigen die wie im Innern auf Halbsäulen ruhenden Kapitelle Vegetabilien. Die Halbsäulen erwachsen aus Basen mit Eckknollen. Ein Tympanon weist Personendarstellungen auf. Außerdem ist der Eingang von zwei Löwenreliefs flankiert. Unter der Dachtraufe umziehen ein Zacken- und Rundbogenfries den Bau.

Da sich das Bauwerk nicht mehr an seinem ursprünglichen Standort befindet und überdies eine neuzeitliche Gruft den Untergrund stört, gibt es keine Möglichkeit, durch archäologische Untersuchungen die Funktion des Rundbaus zu klären. Bei dem in Steingaden betriebenen Aufwand dürfte ein Heiliges Grab durchaus in Erwägung zu ziehen sein. Leider kann mit Eichstätt kein Vergleich gezogen werden, weil dort das eigentliche, sehr qualitätvolle Heilige Grab in die Kirche transferiert wurde und der ursprüngliche Rundbau, an dem vielleicht Bauplastik vorhanden war, abgebrochen wurde.

Es ist hoch an der Zeit, dass sich sowohl die Bauforschung als auch die Kunstgeschichte mit diesem bedeutenden, innerhalb der bayerischen Zentralbauten herausragenden Bauwerk befasst.

Zeitstellung

Von großer Bedeutung ist die zeitliche Einordnung der jeweiligen Zentralbauten. Wie bereits festgestellt, gibt es in Bayern derzeit nur eine gesicherte vorromanische Rotunde auf dem Freisinger Domberg. Das 1803 abgebrochene Objekt ist durch schriftliche Überlieferung in das 9. Jahrhundert datiert. Die in Tegernsee vorhandenen Probleme hinsichtlich der Datierung, aber auch der Funktion wurden bereits angesprochen. Derzeit kann nur in drei Fällen (Altötting, Hengersberg, Würzburg Marienkirche) eine Datierung in das beginnende 11. Jahrhundert als gesichert angenommen werden. Für die Mitte des 11. Jahrhunderts gesichert dürfte das Oktogon von Bamberg sein, und Hinweise auf das 11. Jahrhundert gibt es nur noch in Gaden und Haidenkofen. Die meisten Bauwerke (6) werden als dem 12. Jahrhundert angehörig betrachtet, dem 13. Jahrhundert dagegen sieben. Gerade für das 12./13. Jahrhundert ist eine klare Zuweisung nur schwer möglich, denn die – so weit überhaupt vorhanden – stilistisch nur in wenigen Fällen prägnante Bauplastik bzw. -ornamentik liefert nur an

einigen Plätzen ausreichende Indizien (s.o.). Selten liefern Schriftquellen eindeutige Hinweise auf Baubeginn und Weihdatum. Die umfangreiche Schilderung der Vorgänge in Hengersberg sind eine große Ausnahme.

Patrozinien

Das Spektrum der Patrozinien ist so vielfältig, dass kaum Schwerpunkte auszumachen sind. Lediglich Marien- (3) und Michaelspatrozinium (4) ragen etwas hervor. Hier fällt auf, dass alle Marienpatrozinien mit Kirchen in Verbindung stehen, jene des Hl. Michael dreimal mit Kärnern und einmal ebenfalls mit einer Kirche.

Schluss

Die Aufdeckung eines zu einer historisch überlieferten Rotunde gehörenden Fundamentsegments auf dem Frauenberg von Hengersberg führte zu einer umfangreicheren Auseinandersetzung mit runden und polygonalen Zentralbauten des hohen Mittelalters innerhalb der heutigen Grenzen Bayerns. Damit wurde versucht, eine bisher im Überblick nicht behandelte Denkmälergruppe aus ihrem Schattendasein zu führen und Grundlagen für eine weitere Beschäftigung zu erarbeiten. Der augenblickliche Kenntnisstand ist – abgesehen von einigen wichtigeren Bauten – wenig befriedigend, und das nicht nur für Bayern allein, sondern auch im Vergleich mit benachbarten Regionen. Es wäre vor allem eine Aufgabe der historischen und kunsthistorischen Forschung, das Wissen um diese besonderen Bauten zu erweitern und in den Kontext von Herrschaft, kirchlichen Verhältnissen und baugeschichtlichen Tendenzen einzubinden. Die Vorarbeiten dazu wurden geleistet!

Abschließend gilt mein Dank allen Kolleginnen und Kollegen, die durch Literaturhinweise und -beschaffung, Angaben zu neuen Erkenntnissen besonders aus der Archäologie und Diskussionen zur Gestaltung des Katalogs beitrugen:

Prof. Dr. Wolfgang Augustyn (München), Andrea Bischof M.A. (Bamberg), Dr. Andreas Boos (Regensburg), Dr. Lutz-Michael Dallmeier (Regensburg), Dr. Fritz Fuchs (Regensburg), Dr. Sebastian Gairhos (Augsburg), Dr. Roland Götz (München), Dr. Mathias Hensch (Regensburg), Dr. Michael Hoppe (Seehof), Prof. Dr. Achim Hubel (Bamberg), Dr. Markus Huber (München), Dipl. Ing. Hermann Kerscher (Regensburg), Dr. Christian Later (München), Dr. Tilman Mittelstraß (Regensburg), Stefan Pfaffenberger M.A. (Bamberg), Dr. Gabriele Raßhofer (Regensburg), Dr. Markus Schußmann (Würzburg), John P. Zeitler M.A. (Nürnberg).

Katalog

Der Katalog enthält die in Bayern nachweisbaren vorromanischen sowie romanisch/frühgotischen Rotunden und Zentralbauten mit polygonalen Grundrissen (Abb. 22). Dabei handelt es sich sowohl um noch vollständig oder teilweise existierende Bauwerke, aber auch um solche, die durch schriftliche oder bildliche Zeugnisse, Bauuntersuchungen sowie archäologische Entdeckungen nachgewiesen sind. Es wurde versucht, Vollständigkeit zu erreichen, eine Gewähr hierfür gibt es aber nicht, wie manch abgelegene oder kaum publizierte Befunde zeigen.

In den Katalogtexten konnte aufgrund der verschiedenen örtlichen Situationen sowie des unterschiedlichen Publikationsstandes kein einheitlicher Stil verfolgt werden. Bewusst wurde auf eingehendere Beschreibungen und Bewertungen bei bekannten Bauwerken verzichtet, da hier meist umfangreichere Literatur vorliegt. Dagegen fielen einige Texte etwas länger aus, wenn Bedarf zur Darstellung der Forschungsgeschichte bestand und Abwägungen hinsichtlich unterschiedlicher Meinungen zur Zeitstellung erforderlich waren. Bei den Plänen wurde versucht, diese – so weit erforderlich – möglichst vollständig abzubilden, da es bisher keine einschlägige Zusammenstellung gibt.

Der Katalog enthält auch fünf Objekte, deren chronologische und formenkundliche Zuordnung Probleme bereitet. Es handelt sich um Grabungsbefunde vom Eichstätter Dom, aus Ludwigsstadt und der Lorenzkirche von Nürnberg sowie Überlieferungsprobleme bei den Karnern von Eichstätt und Osterhofen. Sie wurden aufgenommen, weil sie in der vorhandenen Literatur vorkommen und einer Richtigstellung bedürfen.

Ein besonderes Problem entstand bei der Beschäftigung mit dem Zentralbau von Tegernsee, der seit Jahrzehnten in der Literatur sowohl bauhistorisch als auch funktional unwidersprochen dem frühen Mittelalter und als Grablege der Stifter des Klosters sowie der zeitweiligen „Heimat“ der Quirinus-Reliquie gilt. Inzwischen sind Zweifel angebracht, ob dies auch den Tatsachen entspricht. Wegen der verfestigten Meinung und der hier nicht unbedingt geeigneten Stelle für eine intensive Auseinandersetzung mit dem dortigen Befund, verblieb dieser uneingeschränkt in diesem Katalog. Es wäre aber erforderlich, die Tegernseer Situation sowohl unter historischen als auch bauhistorischen Aspekten neu zu diskutieren, und zwar in einem dafür geeigneten Publikationsorgan.

Allersburg, Markt Hohenburg, Lkr. Amberg-Weizsach, Oberpfalz

Auf einem steil abfallenden Bergrücken über dem Dorf an der Einmündung des Hausener Baches in die Lauterach liegen innerhalb des Ortsfriedhofes, umgeben von einer etwa 4 m hohen Wehrmauer, die Pfarrkirche St. Michael und der ehemalige Karner St. Leonhard. Die erste urkundliche Nennung fällt in die Zeit des Regensburger Bischofs Erchanfried (847–864), der einem adeligen Priester namens David die Kirche zu Alarespurc übergibt. Schon damals war Allersburg vermutlich Pfarrsitz. Von der Baugeschichte der heute gotischen, barock veränderten Pfarrkirche ist kaum etwas bekannt, aufgrund der historischen Situation

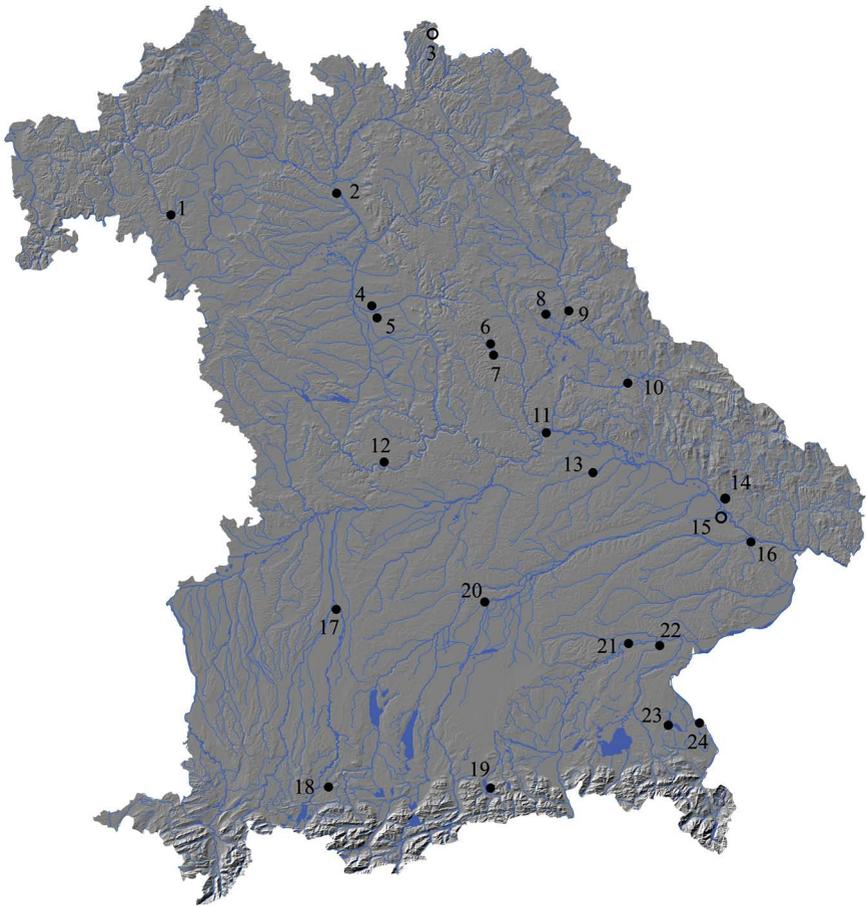


Abb. 22: Lage der im Katalog aufgelisteten Zentralbauten in Bayern. 1 Würzburg; 2 Bamberg; 3 Ludwigsstadt; 4 Nürnberg; 5 Altenfurt; 6 Malsbach; 7 Allersburg; 8 Rottendorf; 9 Perschen; 10 Roding; 11 Regensburg; 12 Eichstätt; 13 Haidenkofen; 14 Hengersberg; 15 Osterhofen; 16 Hausbach; 17 Augsburg; 18 Steingaden; 19 Tegernsee; 20 Freising; 21 Mühldorf; 22 Altötting; 23 Gaden; 24 Laufen. – Offene Signaturen: unklare Befunde (Geodaten und Bearbeitung: Landesamt für Vermessung und Geoinformation).

dürften zwei Vorläufer durchaus in Frage kommen. Unklar ist, ob die heute an der südlichen Stirnwand des Langhauses stehende bemerkenswerte spätromanische Knotensäule tatsächlich von einer Vorgängerkirche stammt oder von woanders her – evtl. im Zuge der Säkularisation – übertragen wurde. Dagegen dürften der nördlich der Kirche angebrachte romanische Taufstein und auch die dem 12.

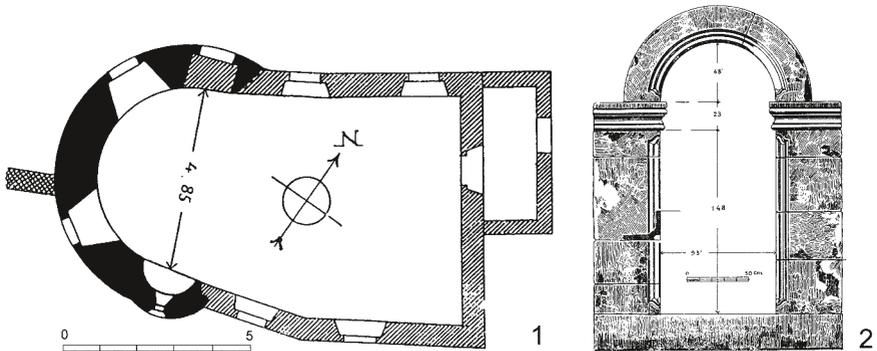


Abb. 23: Allersburg, Gde. Hohenberg, Lkr. Amberg-Weizbach. 1 Grundriss (nach Hofmann/Mader 1909, 77 Abb. 50); 2 Portal (nach Hofmann/Mader 1909, 78 Abb. 52).

Jahrhundert (?) zugeschriebenen Glocken mit der Pfarrkirche in Verbindung zu bringen sein.

Von der kleinen, lediglich knapp 5 m Innendurchmesser aufweisenden romanischen Karnerkapelle St. Leonhard, die heute als Leichenhaus dient, blieb nur etwa die Hälfte erhalten, denn im Zuge der Errichtung eines Schulhauses im 19. Jahrhundert wurde ein Teil des hochmittelalterlichen Gebäudes entfernt (Abb. 23,1). Der doppelgeschossige Rundbau, dessen Obergeschoss teilweise abgetragen ist, weist eine bemerkenswerte Erkerapsis mit reich profiliertem Konsol und Rundfenster auf. Ihr gegenüber liegt ein Portal mit mehrfach profilierten Kämpfern und Gewände aus Wulst und Kehle. Die Endigungen des Gewände- und Bogenprofils zeigen für die Spätromanik des 13. Jahrhunderts typische Formen (Abb. 23,2).

Eine Bauuntersuchung in den 1970er Jahren stellt einen durch den Umbau zum Schulhaus verdeckten Eingang des Untergeschosses im Nordwesten der ehemaligen Kapelle fest.

Die heutige Fensterform an der Südseite entstand im Zuge einer zwischen 1966 und 1969 vorgenommenen „Rückrestaurierung“, basiert aber auf keinen gesicherten Befunden. Dafür entdeckte man die Stufen und den Bogen des Eingangs zum Untergeschoss nordwestlich des oberen Eingangs, auf der Hangseite ein Schlitzfenster im Untergeschoss an der Ostseite.

Zeitstellung: um 1200

Lit.: Hofmann/Mader 1909, 80–81; Gross 1952, 59 Anm. 155; Zilkens 1983, 27; 157–158; Haas/Pfistermeister 1985, 289; Dehio 1991, 3–4; Conrad 1996.

Altenfurt, Stadt Nürnberg, Mittelfranken

Im Lorenzer Reichswald südlich von Nürnberg befindet sich eine kleine aus Sandsteinquadern errichtete, vollständig erhaltene Rotunde mit überhalbkreisförmiger

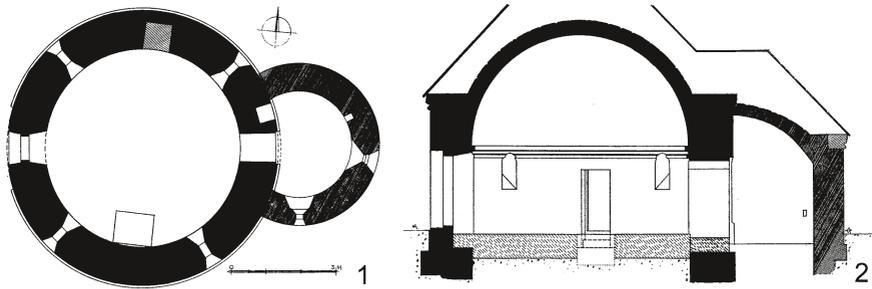


Abb. 24: Altenfurt, Stadt Nürnberg. 1 Grundriss (nach Gebeßler 1961, 23); 2 Aufriss (nach Gebeßler 1961, 24).

Apsis, geweiht Johannes d. Täufer und Katharina. Der unterhalb des Dachgesimses von einem vertieften Rundbogenfries abgeschlossene Zentralbau ist überwölbt (Fragmente von Kuppelfresken des 13. Jahrhunderts) und besitzt folgende Abmessungen: Innendurchmesser ca. 5,60 m, äußere Höhe von der Sockeloberkante bis zum Dach ebenfalls 5,60 m, äußerer Durchmesser ca. 7,85 m, Mauerstärke ca. 1,12 m (Maßangaben von Röttger). Der Chorraum weist außen eine Breite von ca. 4,80 und eine Länge von ca. 2,80 m auf (Abb. 24).

Im Juni 1950 konnte Röttger das bis dahin Bekannte durch einige Schürfungen, nicht Grabungen, weitere Erkenntnisse zur Baugeschichte gewinnen. Es zeigten sich drei weitere Pflasterungen unter dem damaligen Fußboden, wobei der zutiefst gelegene, wahrscheinlich gotische Boden aus ca. 20 cm starken Rotsandsteinplatten bestand, dessen Oberkante 55 cm unter dem Boden von 1950 lag. Die beiden jüngeren Böden sind aus Ziegeln und dürften aus der Barockzeit stammen. Auch innerhalb der Apsis ist derselbe Fußboden nachgewiesen.

Aufgrund der exakten Maße wird von Röttger – mit Beweisführung und Vergleichen – angenommen, dass die Kapelle nach einem sorgfältigen, mathematisch erarbeiteten Plan erbaut wurde.

Der ursprüngliche, heute zugesetzte Eingang befand sich an der Nordseite; drei Stufen führten in den Raum hinab. Das Westportal wurde wohl erst im Zuge der durch deutliche Baufugen nachgewiesenen Anfügung der Apsis errichtet. Die Kapelle war ursprünglich anscheinend vom nördlichen Eingang zum Altar im Süden ausgerichtet. Der Altarstipes, von einer schräg ausladenden Platte abgedeckt, wird als noch spätromanisch angesehen.

Zeitstellung: zweite Hälfte 12. Jahrhundert (Zentralbau), zweite Hälfte 13. Jahrhundert (Apsis)

Lit.: Schulz 1908; Röttger 1953; Gebeßler 1961, 23–25; Fehring/Ress 1977, 270–272; Haas/Pfistermeister 1985, 313.

Altötting, Oberbayern

Auf dem Kapellplatz von Altötting befindet sich nördlich der Stiftskirche die Heilige Kapelle oder Gnadenkapelle, bestehend aus einem doppelgeschossigen Zentralbau (innere Kapelle) und einem westlich angefügten, der Spätgotik zugeschriebenen Rechteckbau (äußere Kapelle oder Langhaus). Um beide Kapellen verläuft ein in Segmentbögen geöffneter Umgang, in dem Votivbilder in großer Zahl angebracht sind und ebenso wie die Votive im Innern von der Intensität der seit 1489 aufgeblühten Marienwallfahrt zeugen.

Bei der inneren Kapelle handelt es sich um einen Zentralbau mit kreisförmigem Grundriss außen, oktagonalem Innern (äußerer Durchmesser 9,40 m, Mauerstärke 1,60 m) und acht halbkreisförmigen Nischen (Abb. 25). Der Zugang befindet sich im Nordwesten des Bauwerks. Das beidseitig achteckig ausgeformte Obergeschoss weicht oberhalb der 4,20 m hohen Nischen um mehr als 1 m zurück und verjüngt sich, innen senkrecht ausgeführt, bis zum Hauptgesims noch um weitere 30–40 cm, um den Schub des ebenfalls achtseitigen Gewölbes aufzunehmen. In den Seiten des Obergeschosses befindet sich je ein Rundbogenfenster mit innen und außen abgeschrägten Laibungen. Es gibt – noch immer unbewiesene – Vermutungen, dass der als Langhaus benannte spätgotische Anbau an der Stelle einer Vorhalle errichtet worden sei.

Der gesamte Baukörper, einschließlich des Gewölbes, besteht – nach Beobachtungen im späten 19. Jahrhundert und Untersuchungen im Zuge der Denkmälerinventarisierung – aus Gussmauerwerk mit vorgeblendeten unregelmäßigen Tuffbruchsteinen mit Kieselfüllungen.

Der Zugang in den Zentralbau führt durch ein einfach gestuftes Rundbogenportal, dessen Säulen auf attischen Basen mit Eckblättern ruhen und in Knospenkapitellen abschließen, deren Deckplatten mit Blattwerk versehen sind. In der profilierten Archivolte verläuft ein den Säulen entsprechender kräftiger Rundstab, ihre abgeschrägte Kante zeigt vierblättrige Rosetten. Ob das Tympanon figurliche oder vegetabile Verzierungen aufweist bleibt unklar, da es durch ein die Schutzmantelmadonna darstellendes Gemälde des späten 16. Jahrhunderts verdeckt ist. Das aus dem frühen 13. Jahrhundert stammende Portal besteht aus grauem Sandstein mit roten Lagen, vergleichbar mit dem Westportal der Stiftskirche.

Zentralen Raum bei der Beschäftigung mit der Altöttinger Rotunde nahmen die Versuche zur Klärung ihrer Zeitstellung ein. Beeinflusst wurden die Datierungsversuche zweifellos durch die Bedeutung des 748 erstmals in Verbindung mit einem agilolfingischen Herzogshof, an dem zwischen 788 und 806, also nach der Absetzung von Tassilo III., Erzbischof Arn von Salzburg mehrere Gerichtstage abhielt, genannten Ortes in spätkarolingischer Zeit. Ludwig der Deutsche ließ dort eine 831 erwähnte Königspfalz errichten, dessen Sohn Karlmann baute sie vor 877 zur Hauptpfalz seines Teilreiches aus. Bis 1060 sind Königsaufenthalte überliefert. Dass sowohl für den agilolfingischen Herzogshof als auch für die karolingische Pfalz mit einem Sakralbau zu rechnen war, steht außer Frage. Das archaisch wirkende Mauerwerk der Rotunde und die Bedeutung des Ortes vom 8. bis in

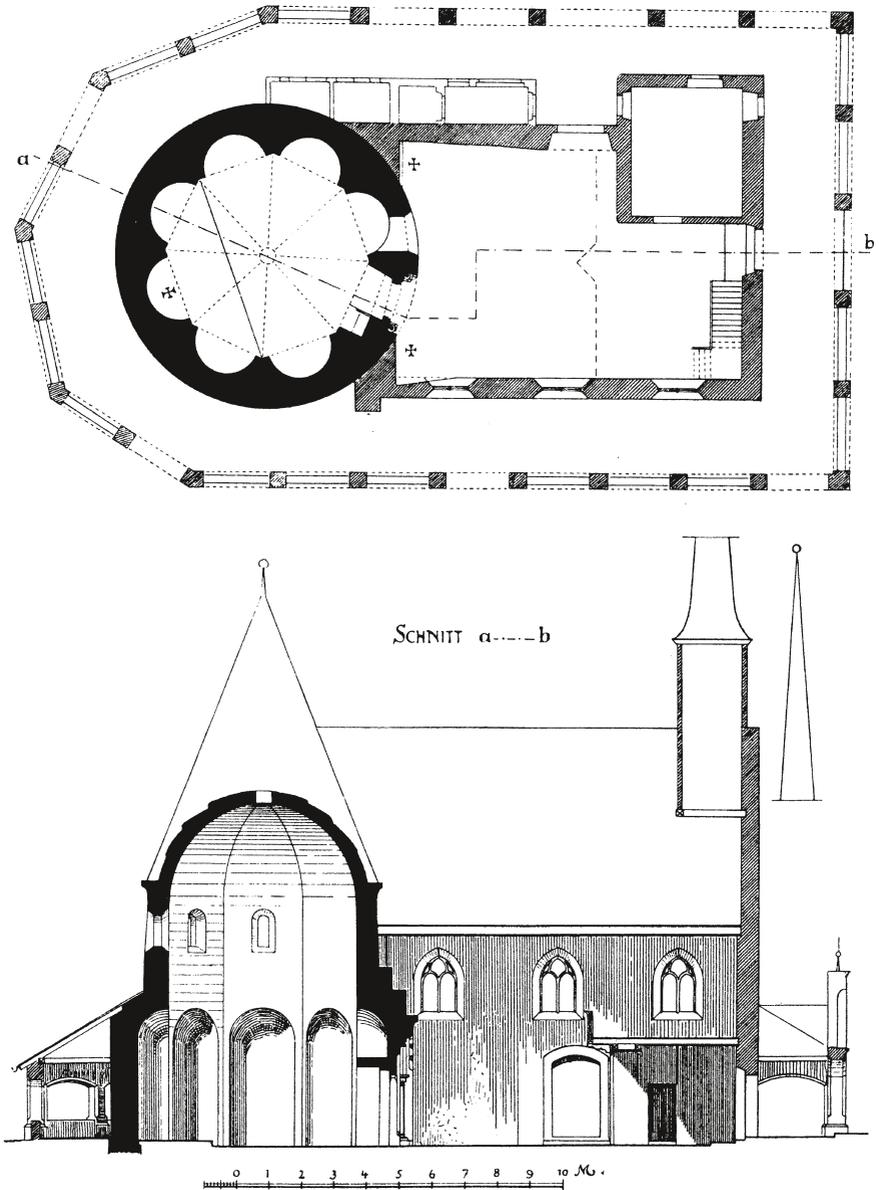


Abb. 25: Altötting. Grund- und Aufriss der Heiligen Kapelle (nach Bezold/Riehl/Hager 1905b, 2384).

das 11. Jahrhundert führten die Verfasser des Kunstdenkmälerinventars zu einer frühen Datierung. Allerdings geschah dies nicht allein durch Intention, sondern durch eine versuchte Beweisführung. So wurde das romanische Portal als spätere Zutat erkannt und ein Vergleich mit dem qualitätvollen romanischen Mauerwerk der Stiftskirche konnte keinesfalls eine Gleichzeitigkeit beider Bauwerke belegen. Darüber hinaus ging der Blick zu Rundbauten mit Nischen, die in Tradition der Aachener Pfalzkapelle standen. Bauuntersuchungen, örtliche historische Situation und überregionale Vergleiche führten schließlich zur Annahme einer karolingischen Entstehung des Altöttinger Zentralbaues und dessen Funktion als Hof- oder Pfalzkapelle.

Bemerkenswert ist der Versuch von Walter Brugger aus dem Jahr 1980, das Bauwerk als Baptisterium zu interpretieren und dessen Entstehung in die Zeit um 700 (!) zu verlegen. Dagegen plädiert Walter Haas 1985 mit Hilfe bauhistorischer Vergleiche für das 10./11. Jahrhundert, und auch im 1991 erschienenen Nachtragsband der „Vorromanischen Kirchenbauten“ wird eine Entstehung „kaum vor 1000“ genannt.

Die Diskussion um das Alter der Gnadenkapelle erhielt neuen Anstoß durch die großflächigen Grabungen Erwin Kellers auf dem Kapellplatz und die Untersuchungen von Tilman Mittelstraß in der Stiftskirche.

Durch Grabungen auf dem Kapellplatz in den Jahren 1983 und 1984 gelangen erstmals in Bayern größere Einblicke in die Strukturen eines herzoglichen Amtshofes und einer königlichen Pfalz. Die Untersuchungen erfassten große Teile des Kapellplatzes und damit auch das Umfeld der Heiligen Kapelle, zu der sie allerdings größeren Abstand halten mussten.

Die Ausgrabung erbrachte Reste einer Pfostenbausiedlung und zweier Steinbauperioden. Erwin Keller versuchte eine kombinierte Auswertung der schriftlichen und archäologischen Quellen und kam zu dem vorsichtig formulierten Ergebnis, dass die Pfostenbauten vom agilolfingerzeitlichen Herzogshof stammen und die Steinbauperiode 1 eine zwischen 788 und 831 von fränkischen Präfekten errichtete Pfalz repräsentieren. Steinbauperiode 2 könnte mit der Königspfalz von Ludwig dem Deutschen in Verbindung gebracht werden. Keller verweist aber deutlich auf die Probleme der historischen Zuordnung der mit der Pfalz in Verbindung gebrachten Befunde, denn deren Geschichte nimmt immerhin den Zeitraum von 831 bis 1060 ein. In dieser Zeit können natürlich mehrfach Veränderungen am ursprünglichen Baubestand vorgenommen worden sein, die in den archäologischen Befunden nicht zu fassen sind.

Dass in Altötting sowohl zum Herzogshof als auch zur königlichen Pfalz Kirchen gehörten, steht außer Frage. Weil sich – wie die Untersuchungen von Mittelstraß zeigten – in der kurz vor 877 fertig gestellten Karlmannsbasilika keine Hinweise auf Vorgängerbauten fanden, bleibt nur der Bereich der Heiligen Kapelle als Standort. Keller geht davon aus, dass in der Steinbauphase 2 die erste, fest mit den Pfalzgebäuden verbundene Kapelle entstanden sein muss, die als Vorläufer der Heiligen Kapelle gelten kann.

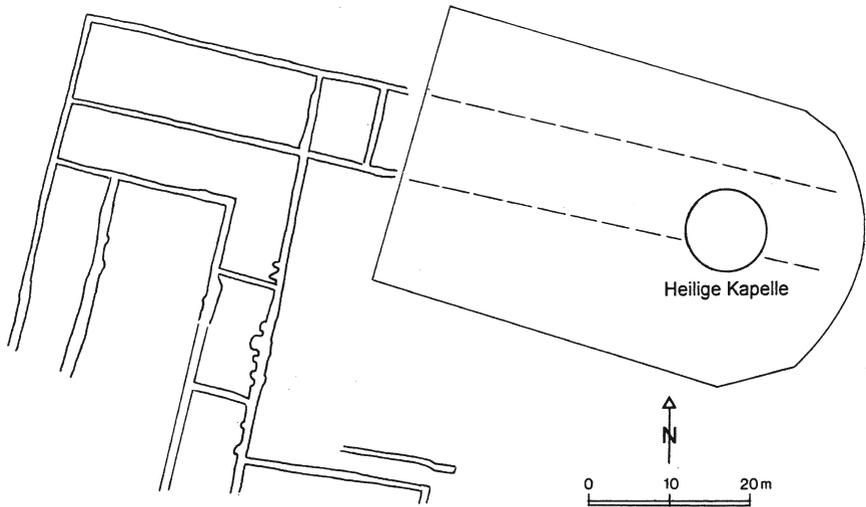


Abb. 26: Altötting. Standort der Heiligen Kapelle im Verhältnis zu den Fluchten der Fundamentgräben 1–12 der Pfalz (nach Keller 2001, 92 Abb. 26).

Tilmann Mittelstraß, der die 1998/1999 in der Stiftskirche durchgeführten Ausgrabungen leitete, interpretiert die älteste nachgewiesene Kirche (Periode II) als den zeitgenössisch überlieferten Neubau des Kanonikerstifts durch König Karlmann vor 877. Sowohl aus dem Grabungsbefund als auch aus der deutlichen Achsabweichung dieses Sakralbaues gegenüber den ergrabenen Pfalzbauten auf dem Kapellplatz zieht der Ausgräber den Schluss, dass die Kirche der Periode II nicht zusammen mit der seit 831 erwähnten Königspfalz neu erbaut wurde, sondern nachträglich an deren Rand entstand. Als Standort der ursprünglichen Pfalzkapelle und ihres agilolfingischen Vorgängerbaues ist daher das Pfalzgelände nördlich der Stiftskirche im Bereich der heutigen Gnadenkapelle anzunehmen.

In der Kapellplatzgrabung zeigte sich ein auffallender Befund, nämlich die Abweichung der Flucht des ab etwa 30 m westlich der Gnadenkapelle nachgewiesenen Gebäudes B der Steinbauphase 2 in Richtung der Gnadenkapelle (Abb. 26). Diese Abweichung gegenüber dem Zentrum beträgt über 2 m und würde damit eine Gleichzeitigkeit von Kapelle und Pfalzgebäude ausschließen. Damit gäbe es ein weiteres Argument gegen die diskutierte karolingische oder gar agilolfingische Zeitstellung der heutigen Kapelle. Ob die Berücksichtigung der Mittelachse, des zu ihr führenden Gebädetrakts, die auf den Eingang der Heiligen Kapelle zielt, eine gewisse Relevanz aufweist, bleibt dahingestellt.

Erwin Keller zitiert weiter aus dem Grabungsbericht von Tilmann Mittelstraß, in dem dieser auf die jüngsten Einschätzungen zur Zeitstellung der Gnadenkapelle von baugeschichtlicher Seite für um 1000 und eine bisher nicht gelungene über-

zeugende Erklärung für die Existenz des Zentralbaues [an dieser Stelle] in vor-romanischer Zeit verweist. Daraus erwächst die Vermutung, dass die Heilige Kapelle ein Nachfolgebau der ursprünglichen [etwas abweichend vom heutigen Bau stehenden] Pfalzkapelle sei, die möglicherweise baufällig war und ersetzt werden musste.

Eine Klärung dieser Vermutung könnten nur Untersuchungen des unmittelbaren, bei den Kapellplatzgrabungen nicht erforschten Umfeldes der Gnadenkapelle ermöglichen. Allerdings ist unklar, ob im 17. Jahrhundert eingebrachte Fundamente für eine nicht realisierte Votivkirche und spätere Bodeneingriffe mögliche agilolfinger- und karolingerzeitliche Bauspuren so weit zerstörten, dass eine endgültige Lösung der Baugeschichte dieses bedeutenden Heiligtums nicht gelingen kann. Darüber hinaus bedürfen auch historische Belange der Klärung, nämlich ob der heutige Zentralbau nach Aufgabe eines Teils der Pfalz oder vielleicht noch später in Verbindung mit der vollständigen Auffassung des Pfalzareals frühestens in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts entstanden sein kann, denn die letzte urkundliche Nennung stammt aus dem Jahr 1060. Auch die Frage nach der ursprünglichen Funktion der 1263 erstmals urkundlich mit Marienpatrozinium genannten Kapelle, die erst im späten 15. Jahrhundert zu einer bedeutenden Wallfahrtsstätte wurde, bedarf einer Antwort. Ob die von der Forschung erwünschten Antworten überhaupt möglich sind, muss sich zeigen. Eine zielgerichtete Beschäftigung mit diesem überaus bedeutenden Ort sollte aber zumindest angestrebt werden.

Zeitstellung: um 1000 oder 11. Jahrhundert

Lit.: Bezold/Riehl/Hager 1905, 2388–2397; Oswald/Schaefer/Sennhauser 1966, 21–22; Brugger 1980, 94–98; Haas/Pfistermeister 1985, 250–251; Weber 1985/1990, 209–210; Jacobsen/Schaefer/Sennhauser 1991, 22; Mittelstraß 2000; Keller 2001, 91–92; Moser 2013.

Augsburg, Schwaben

Am Weinmarkt in Augsburg stand an der Ecke Maximilianstraße/Heilig-Grab-Gasse bis 1610 ein als Hl. Grab-Kapelle errichteter, 1128 geweihter Rundbau mit rechteckigem Chorraum. Er musste einem reichsstädtischen Kaufhaus weichen, das vom bekannten Stadtwerkmeister Elias Holl ab 1611 errichtet wurde und in seinen Grundzügen noch heute Bestand hat. Im Westteil dieses ehemaligen Kaufhauses ist noch ein etwa 7 m langes Mauersegment der ehemaligen Rotunde im Aufgehenden erhalten, wie sich bei Bauuntersuchungen, die im Zuge von Instandsetzungs- und Umbaumaßnahmen zwischen 1984 und 1986 erforderlich wurden, zeigte.

Obwohl nur sehr geringe Überreste der ehemaligen Hl. Grab-Kapelle erhalten sind, ließen sich zum Aussehen und zu den Dimensionen wichtige Erkenntnisse erarbeiten, die auf einer bemerkenswerten graphischen und schriftlichen Quellenlage basiert, wie wir sie von keinem anderen Rotunden-Standort in Bayern kennen. Die zur Rekonstruktion der Hl. Grab-Kapelle in erster Linie verwendeten

Bildquellen aus den Jahren 1521 bis 1604 sind durch die früheste und auch gründlichste Aufarbeitung Gustav Dalmans eingehend gewürdigt und bedürfen keiner erneuten Darstellung. Die unter denkmalpflegerischen Aspekten vorgenommenen Beobachtungen und Aufmaße von Bernd Vollmar aus den Jahren 1984 bis 1986 bestätigten bzw. ergänzten die Rekonstruktion Dalmans, während Joachim Blüher in seiner dem Hl. Grab von Bonn gewidmeten Dissertation die Augsburger Fakten (ohne die Erkenntnisse Vollmars) zusammenfasste.

Das 1128 geweihte Bauwerk könnte bereits wenige Jahre später im Zuge der Zerstörung der Marktstadt durch Truppen König Lothars 1132 ebenfalls zu Grunde gegangen oder zumindest beschädigt worden sein, da eine Schriftquelle auf eine Neuerrichtung im Jahr 1236 hinweist. Ob der Sakralbau tatsächlich über 100 Jahre ruinös oder vielleicht nur notdürftig repariert war, bleibt dahin gestellt. Bei seiner Wiederherstellung im 13. Jahrhundert dürfte aber davon auszugehen sein, dass die ursprüngliche Architektur aufgegriffen wurde. Vielleicht wäre diese Frage zu klären gewesen, wenn im Zuge der denkmalpflegerischen Aktivitäten der 1980er Jahre auch eine archäologische Untersuchung vorgenommen worden wäre.

Die Kapelle verlor im Laufe der Zeit an Bedeutung, zuletzt unter protestantischer Verwaltung (1537–1547), und verwaahlte, wie Skizzen des Bauwerks aus dem Jahr 1580 deutlich zeigen. Vielleicht machte ihr schlechter Zustand dem Magistrat im Jahr 1609 die Entscheidung zum Abbruch leichter.

Nach dem Abbruch wurde als „liturgischer Ersatz“ die Kapelle in die 1611 bis 1613 erbaute Franziskanerkirche, seit 1810 Maximilianskirche, vom Weinmarkt dorthin „übertragen, allerdings nicht in der gewohnten Form, sondern lediglich symbolisch mit demselben Namen als Nebenkapelle mit Tonne im Süden der Kirche und den überlieferten Schutzheiligen Laurentius und Agathe“.

Die Rekonstruktion des Grundrisses durch Dalman basiert auf zwei von fünf Holl-Zeichnungen. Er zeigt einen an die Rotunde anschließenden rechteckigen Chorraum mit apsidialem Schluss und entsprach damit dem Jerusalemer Vorbild, das um 1100 eine entsprechende Chorerweiterung erhielt. Allerdings gibt es Diskrepanzen bei den aus Fußangaben abgeleiteten Abmessungen und der maßstäblichen Darstellung. Nach den schriftlichen Angaben betrug ihr Außendurchmesser 18,50 m, der Innendurchmesser ca. 17 m. Daraus ergibt sich eine Mauerstärke der Rotunde von lediglich ca. 0,70 bis 0,75 m, ein auffallend geringes Maß. Die innere Chorbreite lag bei ca. 5,20 m, die innere Apsistiefe bei 1,50 m und die äußere Chorlänge ohne Apsis bei 4,80 m. Die Mauerbreiten des wahrscheinlich überwölbten Chors liegen dagegen bei etwa 0,90 m.

Der von Dalman erarbeitete, vom Holl-Plan abgeleitete Grundriss (Abb. 27,2) zeigt grundsätzlich größere Abmessungen als aus den Maßangaben abzuleiten waren. Die Maße in dem von Vollmar erstellten, aus der Befundaufnahme entstandenen Plan, sind noch erheblich größer. So liegt der Durchmesser der äußeren Rotunde bei ca. 20 m, jener der inneren Rotunde bei ca. 7 m (bei Dalman ca. 6 m). Ebenso verhält es sich mit den Mauerstärken, die bei Vollmar grundsätzlich größer sind. Es darf aber nicht übersehen werden, dass sich die von Vollmar ermittelten

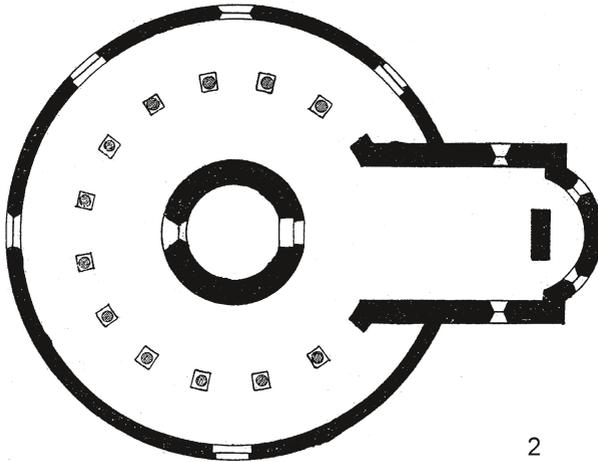
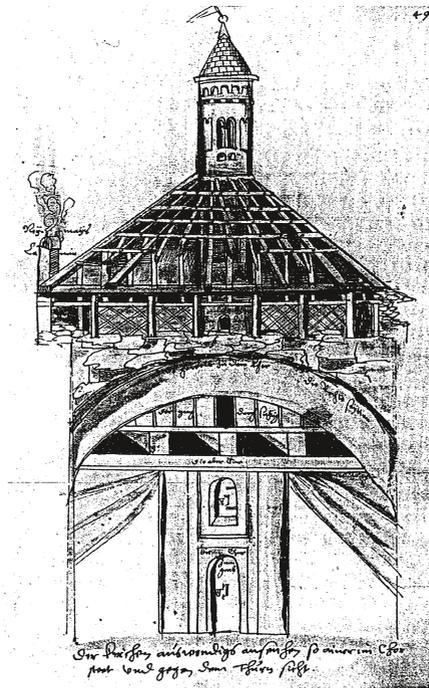


Abb. 27: Augsburg. 1 Aufriss der Heiliggrabkapelle aus *Liber Capellae Sancti Sepulchri* von 1580 (nach Vollmar 1989, 57 Abb. 11); 2 Grundriss der Heiliggrabkapelle (nach Dalman 1922, 45 Abb. 12).

Maße auf die jeweiligen Fundamente beziehen, bei Dalman aber das Aufgehende relevant war. Auch unter Berücksichtigung dieses Aspektes verbleiben aber noch immer auffallende Unterschiede, die nicht recht zu erklären sind.

Die Augsburger Heilig-Grab-Rotunde, für die eine Höhe der Dachtraufe von etwa 18 m namhaft gemacht wird, weist eine auffallende Besonderheit auf, nämlich die Verlängerung der Längswände des Chores um fast 2,50 m in den Innenraum der Rotunde hinein. An ihrem Ende knicken sie nach außen um und bilden einen fast 0,60 m langen Ansatz, der parallel zur Rotunden-Mauer verläuft. Dalman erschließt daraus einen – vom Jerusalemer Vorbild abgeleiteten – Säulenkranz, der allerdings weder in den älteren zeichnerischen Darstellungen vorkommt noch bei den Bauuntersuchungen der 1980er Jahre nachzuweisen war.

Im Zentrum der Rotunde befand sich ein zweites, rund verlaufendes Fundament von ca. 1,1 m Breite (nach Vollmar), das als Basis für die in den Veduten deutlich erkennbare, in den Zentralraum gestellte Grabrotunde diente. Sie war in drei Geschosse mit Rundbogenfriesen und Lisenen gegliedert, deren oberen Abschluss ein weiteres, ebenfalls mit einem Rundbogenfries und Blendbögen – zusätzlich noch mit Biforien – versehenes Geschoss mit kegelförmiger Bedachung bildete. Es ragte deutlich über das Rotundendach hinaus und diente wohl als Dachreiter für die Aufnahme einer Glocke und schloss den turmartigen Bau ab, zu dem es keine Parallele gibt (Abb. 27,1).

Für den Hauptraum ist eine Flachdecke bzw. eine sichtbare Dachkonstruktion zu vermuten. Ein im erhaltenen aufgehenden Mauerfragment festgestellter Vorsprung dürfte auf eine ehemalige Empore hinweisen, die bei einer Traufhöhe von ca. 18 m durchaus in Erwägung zu ziehen ist. Damit gäbe es ein Argument für die Existenz eines – derzeit unbewiesenen – Säulenkranzes zur Abstützung einer umlaufenden Empore, deren Breitenangaben (2,2 oder 3,0 m) nicht eindeutig sind. Auch die in Ablassbriefen genannten „oberen“ und „unteren“ Altäre der Schutzheiligen Laurentius und Agathe stützen diese These. Die Altäre wurden zwar 1580 zerstört, doch blieb das Wissen erhalten, dass der Laurentius-Altar „unten in der Kirche“ gewesen sei, der Altar der Agathe in der oberen Kirche auf einem Gewölbe stand, das über eine Stiege zu erreichen war.

Zeitstellung: 1128 (Weihe); 1236 (evtl. Neuerrichtung nach Zerstörung)

Lit.: Dalman 1922, 44–56; Kempter 1970, 123–124; Vollmar 1987, 52–59; Blüher 1989, 120–121.

Bamberg, Oberfranken

Nördlich des Domes, getrennt nur durch die schmale Domgasse, befindet sich die „Alte Hofhaltung“ an Stelle des 902 erstmals genannten *castrum Babenberh*, das zwischen 995 und 1002 vom späteren König Heinrich II. zur herzoglichen, 1002 zur königlichen Pfalz erhoben und 1007 zu einem Bischofssitz umgewandelt wurde. Der 1012 geweihte erste Dom war in nördlicher Verlängerung des West-Querhauses mit der Königspfalz baulich in gleicher Ausrichtung verbunden. Der

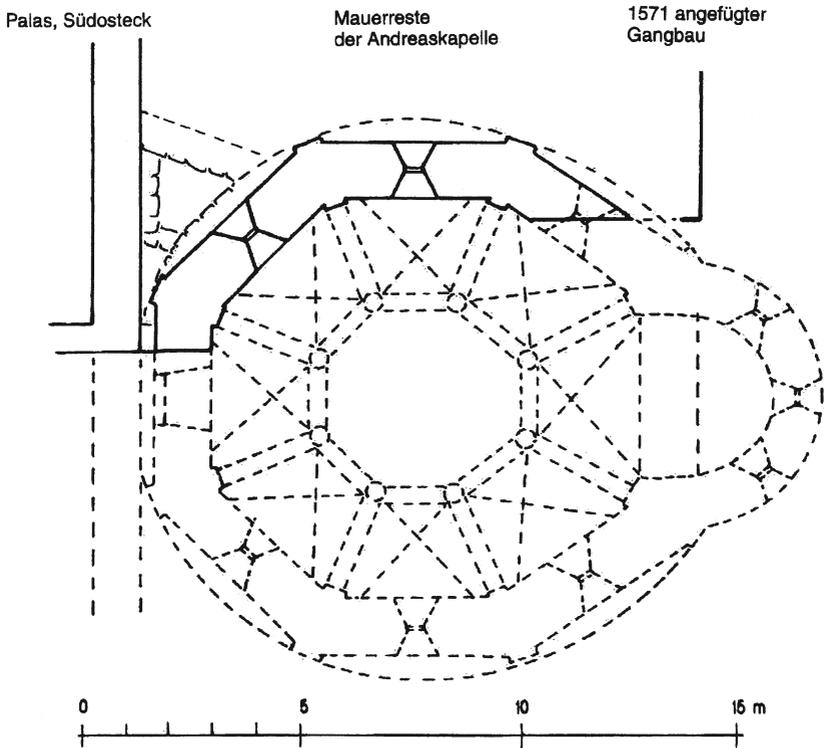


Abb. 28: Bamberg. Ergänzier Grundriss mit Rekonstruktionsversuch für einen inneren Säulenkrantz und der Deckenkonstruktion (nach Burandt 1998, 143 Abb. 144).

langgestreckte, aus vier Baukörpern bestehende Bischofssitz endete im Norden an der rechtwinklig nach Osten vorspringenden Thomaskapelle, einem wohl 1020 geweihten (Inchrift) doppelstöckigen Saalbau mit apsidialem Schluss. Die uns interessierende, an der Südostecke des Palatiums gelegene, sehr qualitätvolle achteckige Andreaskapelle gehörte nicht zur Anlage Heinrichs II., sondern wurde erst Mitte des 11. Jahrhunderts nachträglich an die Ostseite des Verbindungsbaues zwischen Dom und Palas angefügt. Ihr Aussehen ist durch spätgotische und aus dem späten 18. Jahrhundert stammende Zeichnungen überliefert, Bauforschung und Archäologie erweitern die Kenntnis.

Von der bereits in der Erbauungszeit zweigeschossigen, 1777 weitgehend abgebrochenen Andreaskapelle sind nur noch Reste der Nord-, Nordost-, Nordwest- und Westmauer im Aufgehenden erhalten. Dabei trifft der Blick von der Domgasse aus auf die ehemaligen Innenseiten, die Außenseiten sind im südlichen Abschnitt des Renaissancegangbaues der Alten Hofhaltung zugänglich. Grabungen in den

Jahren 1936/38 ergaben ein 2,70 m breites unregelmäßiges Fundament aus in Mörtel verlegten Bruchsteinen. Die 1,20 m breiten Mauern des Oktogons stehen auf einem 43 cm hohen kreisrunden Sockel aus mittel- und kleinformatigen Sandsteinquadern. Der Grundriss mit einer lichten Weite von 9,0 m und einem Außendurchmesser von 11,50 m bildete kein regelmäßiges Achteck, sondern wird nach Osten etwas gestreckt dargestellt (Abb. 28). Von der in den älteren Abbildungen überlieferten Ostapsis erbrachten die Grabungen keine Spuren. Auch die Form der Ostapsis bleibt unklar, denn die Ansichten um 1477 lassen unter dem gotischen Aufbau einen rechteckigen oder achtseitigen Grundriss vermuten, nach Aufnahmen des 18. Jahrhunderts war er dagegen rund. Für die Andreaskapelle sind zwei Altäre überliefert. Da die alte Altarmensa im Obergeschoss bis zum Abbruch erhalten blieb ist davon auszugehen, dass die beiden Altäre übereinander standen, doch wohl nicht in, sondern vor der Apsis.

Das aufgehende Mauerwerk besteht aus kleinformatigen, roh bearbeiteten Sandsteinquadern. Im Erdgeschoss befinden sich in den Raumecken Wandvorlagen aus glatt bearbeiteten hochgestellten Steinen und schmalen Bindern auf schlichten Sockelplatten, abgeschlossen von profilierten Kämpfern. Darüber zeigen sich Ansätze von Gurtbögen, die auf einen Umgang von ca. 2 m Breite mit inneren Stützen hindeuten. Wahrscheinlich umzog zwischen beiden Geschossen ein Kranz aus Pfeilern oder Säulen eine Mittelöffnung. Wegen fehlender Befunde bleibt aber sowohl die Form der Stützen als auch deren Anzahl unbekannt. Von Heinrich Mayer wurden in dessen Grundrissplan acht Stützen dargestellt, doch sind auch vier Innenstützen möglich, die einen freien Blick zur Apsis ermöglichen. Die Bauuntersuchung ergab zu beiden Seiten der Gurtbögen abgebrochene Gewölbeauflager mit angearbeiteten Graten und zugehörigen rundbogigen Putzabdrücken, was auf Kreuzgewölbe zwischen den Gurtbögen hinweist. In den Ecken des Obergeschosses vorhandene Reste von Wandvorlagen lassen auf eine Einwölbung des oberen Raumes schließen. Wahrscheinlich befand sich über den Stützen ein basilikaler Obergaden, durch dessen Fensteröffnungen beide Geschosse belichtet wurden.

Größere Partien eines auf Putz gemalten Fugennetzes aus zwei nebeneinander liegenden roten Fugenstrichen auf weißem Untergrund lassen die Außenfarbigkeit der Kapelle erahnen. Weitere Reste dieser Farbfassung sind unter dem Gesimsfragment im Erdgeschoß und im Bereich der später eingefügten Wendeltreppe an der Nordwestseite, die den ursprünglichen Zugang vom Verbindungsbau zwischen Dom und Palas ersetzte, zu finden.

Kämpferformen und Gesimsschnitte wiesen auf eine Entstehung der Andreaskapelle in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, denn diese Bauformen finden sich auch in der Westkrypta des 1012 geweihten Heinrichsdomes. Beim Abbruch im Jahr 1777 wurde aber im oberen Kapellenraum eine Altarreliquie mit dem Siegel Bischof Hartwigs von Bogen (1047–53) entdeckt und später mit der Weihe des Bauwerks in Verbindung gebracht. Deshalb wird heute unter Berücksichtigung

einer möglichen zeitlichen Verzögerung zwischen Fertigstellung und Weihe eine Erbauungszeit um oder kurz vor 1050 angenommen.

Auf den Federzeichnungen von 1477 und um 1500 sind die rundbogigen Obergeschossfenster des 11. Jahrhunderts zu erkennen. Die Abbildungen zeigen aber auch, dass die Kapelle nach 1200 eine reiche Außengliederung erhielt. So wurden die Ecken mit Säulenvorlagen geschmückt, die Würfelkapitelle trugen. Den Abschluss bildete über den Vorlagen eine durch Lisenen in drei Gruppen gegliederte halbgesschoss hohe, mit Rundbogenfriesen versehene Blendarkade. Dieser ungewöhnliche Abschluss gibt einen Hinweis darauf, dass das Halbgesschoss wahrscheinlich nachträglich aufgesetzt wurde. Die attikaartige Zone und das darüber liegende Zelt Dach dürften nach den Einzelformen um 1200 aufgesetzt worden sein.

Die Bamberger Andreaskapelle wird vielfach mit der Pfalzkapelle St. Ulrich in Goslar in Verbindung gebracht. Sie reiht sich bei einer zeitlichen Zuordnung in die Mitte des 11. Jahrhunderts in die Zentralbauten der Nachfolge der Aachener Pfalzkapelle ein, wenngleich in vereinfachter Form. Die Verwandtschaft der Bamberger mit der Aachener Kapelle bezieht sich vor allem auf ihre oktagonale Grundform, die Doppeltgeschossigkeit und einer Mittelöffnung zwischen beiden Ebenen.

Zeitstellung: Mitte 11. Jahrhundert

Lit.: Mayer 1951, 16–18; Verbeek 1964, 912–913; Stevens 1978, 96–97; Burandt 1998, 83–85; 142–144; 187; Sage 2007.

Eichstätt, Oberbayern

Dom

Die Anfänge des Bistums Eichstätt liegen in einer für 740 gesicherten Klostergründung, doch ist unklar, ob die 741 vorgenommene Bischofsweihe Willibalds unmittelbar mit einer Bistumsgründung durch Bonifatius in Verbindung steht. Ein gesichertes Gründungsjahr ist jedenfalls nicht namhaft zu machen; die Einschätzungen bewegen sich innerhalb der 740er Jahre, aber auch noch später. Auch für die Errichtung einer Bischofskirche gibt es kein gesichertes Datum, doch muss sie zwangsläufig mit den Anfängen des Bistums in Verbindung stehen. Von der Bischofskirche und deren Folgebauten waren bis zu den archäologischen Grabungen von Walter Sage in den Jahren 1970–1972 und 1973/74 weitgehend nur aus schriftlicher Überlieferung und Untersuchungen am bestehenden Baukörper Informationen zu gewinnen. Die Grabungen erbrachten u.a. Reste mehrerer Bauten, beginnend in vorwillibaldischer Zeit bis in das 10. Jahrhundert. In diesem Zusammenhang ist für uns von besonderer Bedeutung der Bau II (nach Jacobsen), eine Kirche unbekanntes Bautyps, die als erster Dombau Willibalds (wohl bald nach dessen Weihe) angesehen wird. Es soll sich dabei (nach Sage) um eine 12 m breite Saalkirche mit oder ohne gesonderten Ostchor handeln, für den wegen Störungen durch die romanische Krypta aber der Nachweis fehlt. Dem steht aber die Nachricht des Anonymus von Herrieden gegenüber, nachdem der Westteil des Gründungsbaues dessen drei übrigen Teilen entsprochen hätte.

Der erste Dom blieb nach der das Kloster vernichtenden Brandkatastrophe (Ungarneinfälle 1. Hälfte 10. Jahrhundert?) ohne bis in das Fundament eingreifende Veränderungen erhalten und in Nutzung. Auf seine Achse bezogen entstand rund 6,5 m vor dessen Westfassade ein Rundbau mit seitlichen Treppentürmen. Der Mittelraum des ursprünglich gegen Osten geschlossenen Rundbaues weist einen lichten Durchmesser von 7,70 m auf, der im Innern von vier Blendnischen auf rechteckigem Grundriß gegliedert war. Westlich angefügt ist ein schwächer fundamentierter Vorbau von 2,70 x 2,50 m, in dem vermutlich eine Treppe bis ca. 1 m unter das damalige Außenniveau zu einem 2,20 m breiten Westportal hinabführte. Die Erwähnung der neuen *sacra fons* im Westen des Domes beim Anonymus von Herrieden drängte eine Interpretation dieses Rundbaues als Baptisterium auf.

Den Rundbau flankieren südwestlich und nordwestlich zwei Rundtürme mit Treppenspindeln, die vom Außenniveau ohne Zugang zur Rotunde in die Höhe führten – erkennbar in einer Substruktion im Nordturm – und keineswegs in die Vorstellung von einem Baptisterium passen. Aufgrund der Stärke der Fundamentierung ist davon auszugehen, dass das Bauwerk sicher mehrgeschossig war.

Vom Ausgräber wird interpretiert, dass diese ungewöhnliche Baugruppe einerseits durchaus als Baptisterium gedient haben kann, andererseits aber eine hochragende und eindrucksvolle Fassade, vom schlichten willibaldischen Dom baulich isoliert, gegen die Altmühl gebildet hätte. Der Rundbau verkörpere demnach zwei grundverschiedene Bauideen, nämlich den Zentralbau- und den Westwerkgedanken.

Die Annahme eines isoliert stehenden Westbaues wird von Untermann 1989 in Abrede gestellt und von der Idee geprägt, dass die Rotunde Teil der Hauptkirche gewesen sein kann. Auch Jacobsen wendet sich 1991 gegen eine Interpretation als isoliert stehenden Westbau.

Auch die Neubearbeitung der Baubefunde durch Andrea Bischof im Zuge einer Bamberger Dissertation deutet an, dass es sich bei dem von Treppentürmen flankierten Rundbau entgegen Sages Rekonstruktionsvorschlag um keinen isolierten Einzelbau handelt. Vielmehr scheint er Bestandteil der östlich anschließenden Hauptkirche und mit dieser über eine Treppe verbunden gewesen zu sein. Hier ist eher an eine Konstruktion im Sinne eines Westwerks zu denken.

Die Funktion des Rundbaus lässt sich aber nicht näher bestimmen, da sein Innenraum nur in kleinerem Umfang ausgegraben werden konnte und gerade die Mitte durch eine große moderne Grabanlage erheblich beeinträchtigt ist. Außerdem wurde im ungestörten Innenraum kein die Situation vielleicht klärendes Profil angelegt.

Eine für den Eichstätter Dom postulierte Rotunde muss aufgrund der inzwischen veränderten Situation ausgeschrieben werden.

Zeitstellung: Letztes Drittel 10. Jahrhundert (für Bischof Reginold [966–991] berichtete Erweiterung des alten Westteils).

Lit.: Oswald/Schaefer/Sennhauser 1971, 67; Sage 1975, 415–419; 1976/77, 202–234; Untermann 1989, 246; 247 Abb. 192; Jacobsen/Schaefer/Senn-

hauser 1991, 107–110; Sage 1992, 23–24; Strobel/Weis 1994, 223–225; frdl. Mitteilung A. Bischof mit E-Mail vom 28.10. u. 26.11.2013.

Hl. Grab

Südöstlich außerhalb der hochmittelalterlichen Bischofsstadt stand von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts ein von der Abtei St. Jakob in Regensburg abhängiges Schottenkloster, an dessen Stelle nach längerem Leerstand und einer Plünderung Mitte des 16. Jahrhunderts von 1623–1625 ein Kapuzinerkloster errichtet wurde. Trotz des lange andauernden Verfalls des mittelalterlichen Klosters erhielt sich in überraschend guter Qualität das vor 1166 vom Eichstätter Dompropst Walbrun, vermutlich nach dessen Rückkehr vom Zweiten Kreuzzug (Teilnahme allerdings nicht gesichert) errichtete und 1194 von Bischof Otto geweihte Hl. Grab, das ursprünglich innerhalb einer Rotunde mit einem (fiktiven) Außendurchmesser von 14 m stand. Heute befindet sich der qualitätvolle Quaderbau in einem eigens für ihn vorgesehenen südlichen Annexraum der aus dem 17. Jahrhundert stammenden Kapuzinerkirche. Möglicherweise wurde die gesamte Grabanlage schon während der Errichtung des barocken Kirchenbaues abgetragen und in der neuen Kirche steingerecht wieder errichtet. Die ursprüngliche Ost-West-Orientierung wurde in eine nord-südliche verändert.

Beim Hl. Grab von Eichstätt handelt es sich um das am besten erhaltene Beispiel seiner Art in Deutschland. Seine Erbauer waren ganz offensichtlich um äußerste Authentizität bemüht, denn die aus dem hohen und späten Mittelalter überlieferten Vorstellungen von der Architektur des Heiligen Grabes in Jerusalem stehen weitgehend im Einklang mit dem Baubestand der Eichstätter Anlage, weshalb eine detaillierte Kenntnis des Originals vorauszusetzen ist. Auch die Nürnberger Patrizier Hans Tucher und Sebald Rieter, die 1479 in Jerusalem waren, berichten, dass die Grabkapelle in Eichstätt dem originalen Hl. Grab sehr ähnlich sei. Bemerkenswert ist auch, dass das Bauwerk wertvolle Kreuzpartikel besaß, weshalb es von Anfang an den Titel „Zum Heiligen Kreuz und zum Heiligen Grab“ trug.

Der auf ovalem Grundriss errichtete Quaderbau besteht aus der nördlich orientierten Grabkapelle und einem rechteckigen Vorbau an der Südseite (Abb. 29). Den 4,10 m hohen Bau umzieht etwa in Mannshöhe ein Rundbogenfries, das auf einfachen abgeschrägten Konsolen ruht. Unterhalb der Blendarkaden fehlen die zehn für den Typus der Grabeskirche kennzeichnenden Freisäulen.

Der eigentliche Grabbau schließt mit einem Schachbrettfries und einer flachen Plattform, die von einer neuzeitlichen, romanische Formen nachahmenden hölzernen Balustrade umzogen ist. Hinzu kommt noch eine Laterne, die als Ergänzung nach altem Vorbild gilt.

Im Innern besteht das Hl. Grab aus einem Vorraum mit Apsis, aus der ein kleiner Durchgang in die mittig im ovalen Baukörper angeordnete Grabkammer führt. Es handelt sich hier um einen mit Kreuzgratgewölbe geschlossenen unbelichteten Raum mit nur einer kleinen Öffnung im Scheitelbereich. Der in Querrichtung zur nördlich

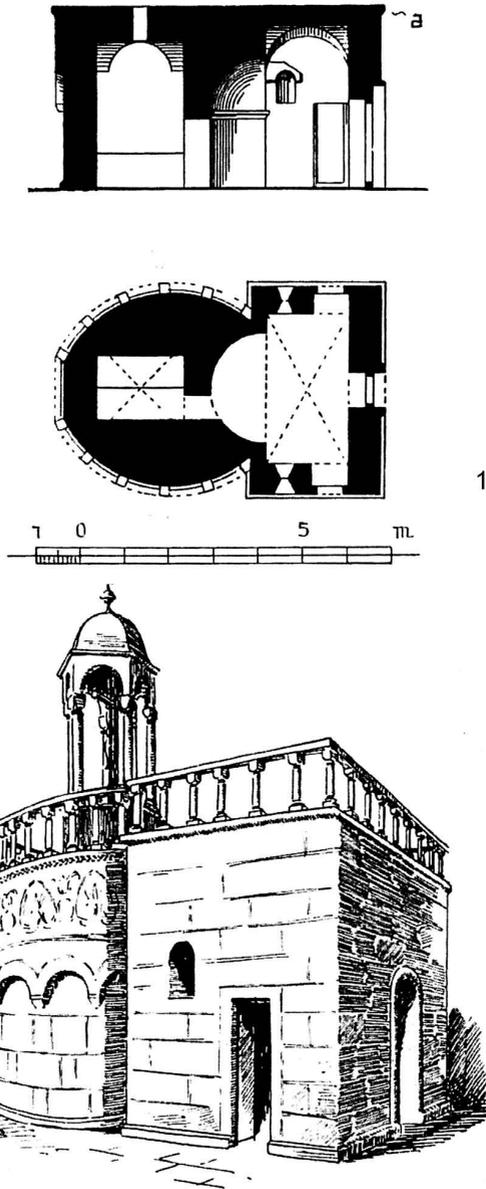


Abb. 29: Eichstätt. 1 Grund- und Aufriss des Hl. Grabes (nach Mader 1924, 354 Abb. 271);
2 Eichstätt. Isometrische Ansicht des Hl. Grabes (Mader 1924, 355 Abb. 272).

orientierten Grabkammer, in der sich eine Steinbank befindet, angelegte Vorbau besitzt an der Südseite seinen Haupteingang mit einer rundbogigen Öffnung und geradem Türsturz, in dessen Bogenfeld ein menschlicher Kopf dargestellt ist. Darüber hinaus führen kleine rechteckige Türöffnungen jeweils an den Schmalseiten von Osten und Westen ins Innere. Dort liegt ein großer Steinwürfel, der sogenannte Engelstein, der an den von Engeln beiseite gerollten Stein vor dem Grab Christi erinnern soll.

Zeitstellung: vor 1166

Lit.: Dalman 1922, 56–65; Mader 1924, 356–357; Haas/Pfistermeister 1985, 277; Weber 1985/1991, 384–386; Reiß 1992, 120; Strobel/Weis 1994, 247–248.

Karner

Nördlich des Domes soll sich eine doppelgeschossige Karner-Kapelle, geweiht St. Salvator und St. Michael, befunden haben. Eine Miniatur im Bayerischen Nationalmuseum um 1450 zeigt den nördlichen Dombereich mit der Johanneskapelle. Nordwestlich davon soll ein weiteres Gebäude zu erkennen sein, das möglicherweise einen Karner darstellt. Bereits 1336 wird in Eichstätt ein Karner erwähnt, ab 1511 kommt es zwischen dem Rat der Stadt und dem Domkapitel zum Streit über den Neubau eines Karners.

Auf der bei Mader 1924 abgedruckten Abb. 8 mit o.g. Miniatur ist aber kein doppelgeschossiger Karner, weder mit rechteckigem oder rundem Grundriss zu erkennen. Dennoch wurde der Hinweis von Zilkens, allerdings mit Vorbehalt, übernommen.

Ein für Eichstätt interpretierter Karner ist nicht nachzuweisen.

Lit.: Mader 1924; Zilkens 1983, 172; frdl. Hinweis Dr. Huber, Bayer. Nationalmuseum.

Freising, Oberbayern

Unmittelbar nördlich des Domes befand sich am Auffahrtsweg zur fürstbischöflichen Residenz die St. Peter geweihte Rotunde. Ihre Entstehung wird für die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts angenommen, gestützt auf die überlieferte Beisetzung von Bischof Erchanbert († 854). Die Kapelle St. Peter gehörte rechtlich als Filiale zur Stadtpfarrkirche St. Georg und ging am 27. November 1802, ebenso wie alle anderen Kirchen der Stadt, in kurbayerischen Besitz über. Am 31. Dezember 1802 erfolgte die Schließung. Vor ihrem Abbruch wurde am 19. April 1803 die Marmortumba Bischof Erchanberts (836–854), der die Rotunde zwar nicht erbaut, aber dort seine Grablege gewünscht hatte, geöffnet und die Gebeine in die Domkirche überführt. Die Kenntnis des genauen Standorts im östlichen Bereich des Domberges, an dem heute ein Kreuz den Platz bezeichnet, verdanken wir einem im Zuge der Säkularisation von Hofbaumeister Matthias Rößler angefertigten Plan, der den Bauzustand im Jahr 1803 zeigt. Dort ist mit dem Buchstaben M die Peterskapelle bezeichnet, von der wir sonst nur durch wenige Schriftquellen wüssten (Abb. 30,3).

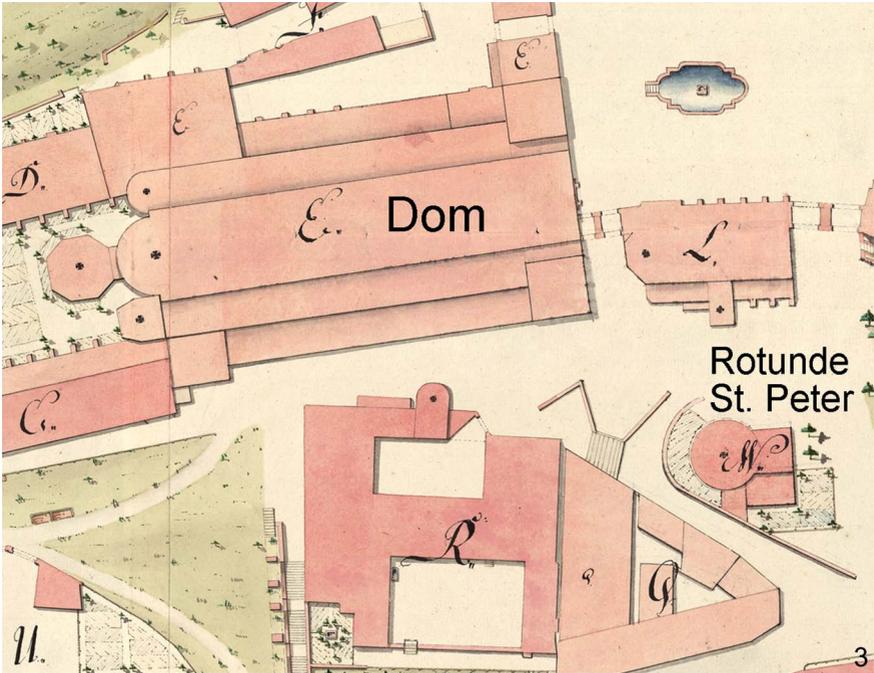


Abb. 30: Freising. 1 barocker Bauzustand der 1803 abgebrochenen Peterskapelle (nach Maß/Benker 1976, 47 Abb. 45 b); 2 Miniatur aus der Zeit um 1475 mit Modell der Rotunde im Arm von Bischof Erchanbert (nach Maß/Benker 1976, 2 Abb. 2 Kat. Nr. 2b); 3 Lage der ehemaligen Peterskapelle auf dem Domberg (Ausschnitt aus dem von Matthias Rößler angefertigter Plan aus dem Jahr 1803; Bayer. Hauptstaatsarchiv München, Sign. Freising_pls_6109; Abdruckerlaubnis vom 06.02.2014).

Im Plan von 1803 ist die Rotunde mit den barocken Anbauten dargestellt. Im Westen das Vorhaus, im Norden die Einsiedelei. Die Dimension der Rotunde ist mit Hilfe des auf dem Rößler-Plan angegebenen Schuh-Maßes festzustellen. Sie besitzt demnach einen Außendurchmesser von ca. 38 Schuh. Bei der Gleichsetzung eines Schuhs mit dem bayer. Fuß von etwa 29 cm käme man auf einen Außendurchmesser von ca. 11 m. Eine Kontrolle über die für den Dom angegebenen metrischen Maße führen zu einem Durchmesser von etwa 11,50 m.

Über etwa 900 Jahre hinweg ist nur äußerst wenig über die Peterskapelle bekannt. Erst im 18. Jahrhundert gewinnt sie unter Fürstbischof Johann Franz Eckher von Kapfing (1695–1727) und dem Diözesanvisitator und Kanonikus von Freising-St. Andreas, Philipp Franz Lindmayr, eine besondere Bedeutung. Zur Stärkung des Bistumsklerus errichtete Lindmayr zunächst 1719 als Vorläufer einer späteren Bruderschaft unter dem Namen und der Anrufung des heiligen Apostels Petrus den „Peterspakt“, der 1721 zu einer förmlichen Bruderschaft erhoben wurde. Diese St.-Peters- oder Petriner-Bruderschaft mit Sitz in der Peterskapelle bewilligte Fürstbischof Eckher am 26. Juni 1721. An der Freisinger Peterskirche siedelte Lindmayr Klausner oder Eremiten an, die ständig am Ort weilten und die nötigen Dienste an der Kapelle zu verrichten hatten (Abb. 30,1).

Von der Rotunde ist nur eine vorbarocke Darstellung überliefert. Es handelt sich um eine Miniatur aus der Zeit um 1475, die Bischof Erchanbert mit einem Modell der Rotunde im Arm zeigt (Maß/Benker 1976, 2 Kat. Nr. 2b; frdl. Hinweis Ch. Later). Bemerkenswert ist die Tatsache, dass der Rundbau basilikalischen Auftritts zeigt, aus dessen Obergaden ein steiler und hoher Spitzhelm emporragt (Abb. 30,2). Ob man hier tatsächlich auf die Architektur der Rotunde schließen kann, bleibt offen. Da aber keine alltägliche Bauform zu erkennen ist, könnte es sich vielleicht doch um eine realitätsnahe Darstellung handeln. Es wäre dann auf einen Zentralbau mit Säulenkranz zu schließen, wie er in Bayern nur in Würzburg St. Gallus, Malsbach (?) und Augsburg Hl. Grab vorkommt bzw. zu erschließen ist.

Ansonsten sind nur zwei Zeichnungen überliefert, die den barocken Zustand zeigen. Die Kapelle wird von Peter Ellmer 1800, basierend auf einer 100 Jahre älteren Zeichnung, als barocker Rundbau mit Lisenen, Fensterrahmungen und einer laternenbekrönten Kuppel dargestellt, die vielleicht als Rest des mittelalterlichen Obergadens gelten kann. Ein rechteckiges Vorhaus gleicher Traufhöhe ist mit einem Schweifgiebel geziert, in dessen Nische eine Petrusfigur steht. Über dem Portal zeigt sich eine palmettengerahmte Schrifftartusche und auf dem Giebel ein Doppelkreuz. Rechts an die Kapelle angebaut ist die Klausel mit Vorgärten. Eine weitere Darstellung befindet sich auf einem Ölgemälde von Franz Josef Lederer aus dem Jahr 1700 in der Bischofsgalerie des Freisinger Fürstenganges, das Bischof Erchanbert mit der Peterskapelle zeigt.

Zeitstellung: 1. H. 9. Jahrhundert

Lit.: Benker 1975, 6; Maß/Benker 1976, 2; Pfister 1989; Haas/Pfistermeister 1985, 281; Götz 2003, 21; Rettberg 2009, 256 Kat. Nr. 3.

Gaden, Markt Waging a. See, Lkr. Traunstein, Oberbayern

Die auf polygonalem Grundriss errichtete Kirche St. Rupert steht in beherrschender Lage auf einem nach Südosten steil abfallenden Geländesporn und wird von einer Kirchhofmauer umfasst (Abb. 31). Der hohe, von einer Zwiebelhaube bekrönte Westturm verleiht dem Bau auf den ersten Blick barockes Aussehen, doch täuscht dieser Eindruck gründlich. Dass es sich in Gaden dagegen um einen der Romanik angehörenden Zentralbau mit Rechteckchor handelt, verdanken wir den bauhistorischen Untersuchungen von Heinz Strehler, ergänzt um die Bearbeitung der Weiheinschrift durch Sigmund Benker. Hier zeigt sich exemplarisch, wie eine gründliche Bauuntersuchung (2001 publiziert) zu völlig neuen Erkenntnissen führen kann, die im Dehio-Handbuch, obwohl 2006 erschienen, weitgehend unbeachtet blieben und lediglich eine Verwendung romanischer Mauerteile, ansonsten ein spätgotischer Teilneubau festgestellt wird, zu dem die Sterngewölbe sowohl im Schiff als auch im Chor beitrugen.

Eine völlig unbegründete Meinung wird von Franz Patzelt in den Raum gestellt, der auf einen ursprünglichen Wohnturm verweist.

Die Bauuntersuchung ergab, dass die Wölbung über dem etwa 10 m äußeren Durchmesser aufweisenden Zentralraum vorwiegend aus Tuffquader mit einer Breite von 8–12 cm besteht. Im Dachraum zeigt sich, dass das etwa 0,80 m breite Mauerwerk des Zentralraums überwiegend aus Flusskieseln mit einem Durchmesser von ca. 8–20 cm besteht. Am Übergang zum Chor sind im Flusskieselmauerwerk klare Schichtlagen zu beobachten, von dem einzelne Steine bis zu 40 cm lang sind; hinzu kommen noch Tuffquader mit einer durchschnittlichen Höhe von 15–20 cm. Auf den erhaltenen Putzresten befinden sich hellgraue und weiße Kalkschichten. Zweifellos sind Zentralraum und Rechteckchor gleichzeitig entstanden, denn am Aufeinandertreffen von Chornordwand und Chorbogen ist gleichartiges Mauerwerk ohne irgendeine Fuge zu erkennen. In der Mitte der schrägen südöstlichen und nordöstlichen Wandflächen lassen sich ehemalige Fenster nachweisen, die mit dem Mörtel der Aufmauerung zugesetzt sind. Die Fenster weisen eine innere Laibungsweite von ca. 76 cm auf, nach außen hin sind die Laibungen stark abgeschrägt und tragen einen dünnen Kalkputz. Die süd- und nordwestlichen Wandschrägen sind seit dem Turmbau gestört, woraus eine jüngere (gotische?) Zeitstellung des Turmes außer Frage steht.

Die zweifellos wichtigste Erkenntnis zum Bautypus der Kirche in Gaden ist die Tatsache, dass Rechteckchor und Oktogon zeitgleich entstanden. Ungeklärt bleibt aber, warum das Chorrechteck in der Breite nicht exakt einer Oktogonseite entspricht, sondern leicht versetzt liegt. Überhaupt ist die Festlegung auf ein Oktogon nicht zweifelsfrei, denn die schwierige Situation am Übergang vom Zentralbau zum Chor könnte auch zur Interpretation eines siebeneckigen Grundrisses führen, wie von Benker favorisiert.

Eine einzigartige Besonderheit im oberen Wandbereich des Chores, vorwiegend an der Chorostwand, ist eine fragmentarisch erhaltene und schwer interpretierbare Weiheinschrift. Sie wird verglichen mit einer Inschrift in der Torhalle von

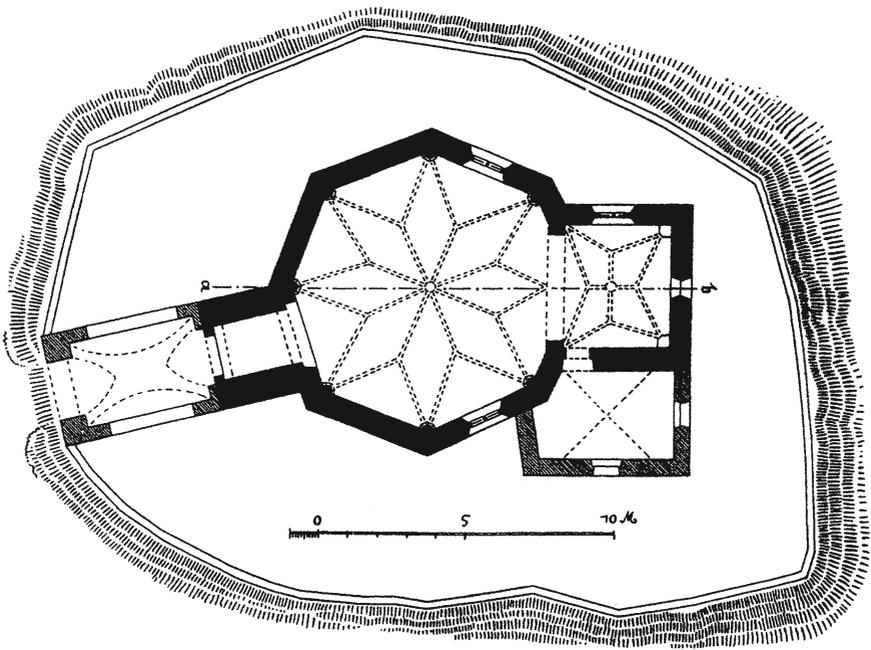


Abb. 31: Gaden, Markt Waging a. See, Lkr. Traunstein (nach Bezold/Riehl/Hager 1905a, 2688).

Frauenchiemsee, die ins ausgehende 11. oder ins frühe 12. Jahrhundert datiert wird, ferner mit der Weiheinschrift von Prüfening aus dem Jahr 1119. Neben stilistischen Merkmalen verweist Sigmund Benker auf die Nennung des Namens Adalbert in der Inschrift, den er mit dem Sohn des böhmischen Königs Wladislaw in Verbindung bringt, der im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts Erzbischof von Salzburg war. Damit untermauert er seine Inschrift-Datierung ins 12. Jahrhundert, die im Gegensatz zum von Heinz Strehler analysierten Baubefund steht, der das 11. Jahrhundert für die Entstehung des Baues annimmt.

Zeitstellung: 11./12. Jahrhundert

Lit.: Benker/Strehler 2001; 2004; Patzelt 2004; Dehio 2006, 362–363.

Haidenkofen, Gde. Sünching, Lkr. Regensburg, Oberpfalz

Dass es sich bei der oktogonalen Kirche St. Ägidius um eine romanische Chor-turm-kirche handelt ist erst seit den von Heinz Strehler vorgenommenen Bauuntersuchungen des Jahres 1983 bekannt, die im Zuge einer Renovierung stattfanden. Dabei wurden innerhalb der Kirche Freilegungsarbeiten vorgenommen, die zur

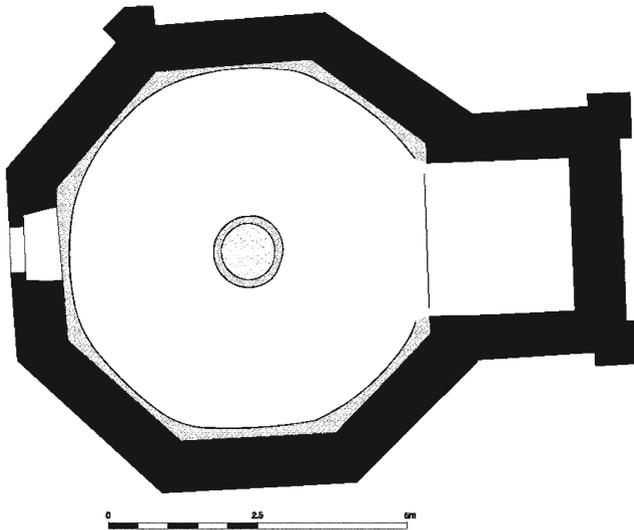


Abb. 32: Haidenkofen, Gde. Sünching, Lkr. Regensburg (auf Basis der zeichnerischen Befundaufnahme von Heinz Strehler [BLfD] rekonstruierter Grundriss Digitale Bearbeitung E Nachreiner Fa. Arcteam Regensburg).

weiteren Klärung von Baudetails beitragen. Leider war hier die archäologische Denkmalpflege nicht eingeschaltet, weshalb es überhaupt ein Glücksfall war, den Haidenkofener Bau in diesen Katalog aufnehmen zu können. Ausschlaggebend hierfür war der Hinweis auf die mit Gaden vergleichbaren Erkenntnisse.

Dank der von Strehler erarbeiteten zeichnerischen Dokumentation (Abb. 32) wissen wir aber doch sehr gut über den vorhandenen Bestand Bescheid. Der oktagonale Grundriss wurde auf einem im Innenraum von der Baufirma freigelegten kreisrunden Fundament aus Kalksteinquadern errichtet. Der mit dem Zentralbau verbundene rechteckige Chorraum ist zweifellos gleichzeitig und nimmt exakt die Länge einer Seite des Oktogons im Osten ein. Auch das aufgehende Mauerwerk besteht aus Kalksteinquadern. Anscheinend ist der Turm bis auf Höhe des Übergangs vom quadratischen zum oktagonalen Aufbau ebenfalls romanisch, denn er weist Scharten und Rundbogenöffnungen auf. Der obere Teil, bekrönt von einer Zwiebelhaube, gehört dem Barock an.

Zweifellos war der Zentralbau überwölbt, denn bei den Freilegungsarbeiten kamen die Ansätze von Gewölbeauflagern zutage, darüber hinaus auch noch romanische Wandmalereien unter barockem Putz.

Für die Kenntnis der romanischen Bauform von großer Bedeutung war die Entdeckung eines runden Bruchsteinfundaments im Zentrum des Oktogons. Dieses

Fundament mit einem Durchmesser von ca. 1 m kam ebenso wie das Fundament des Oktogons bei der Entfernung des Fußbodens und jüngerer Auffüllungen zum Vorschein. Dadurch wurde deutlich, dass es sich um einen Einstützenraum handelte, das Gewölbe also nicht den gesamten Raum überspannte. Die Säule bzw. ein Rundpfeiler wurden 1691 (nach Kirchenrechnung) zusammen mit dem Gewölbe abgebrochen, weil die Mauern dem Gewölbeschub anscheinend nicht mehr gewachsen waren. Kirche und Turm erhielten damals einen neuen Dachstuhl. Zur selben Zeit wurde auch die Barockisierung durchgeführt.

Dass es sich bei dem Oktogon mit Rechteckchor, Chorturm und einem gewölbten Einstützenraum um ein Bauwerk der Romanik handelt, steht außer Zweifel. Warum hier von einem frühmittelalterlichen Bau die Rede ist, bleibt unverständlich. Auch die Meinung, das kreisrunde Fundament, auf dem das Oktogon errichtet wurde, stamme von einer Vorgängerkirche, ist abzulehnen. Vielleicht entstand diese Einschätzung aus der Meinung, ein oktogonales Bauwerk müsse auch ein ebenso figuriertes Fundament aufweisen. Dass dem nicht so sein muss zeigen die Befunde von Bamberg und von Würzburg St. Gallus. Hier ist aber deutlich zu machen, dass nur an ganz wenigen Bauten Untersuchungen an den Fundamenten stattfanden.

Haidenkofen repräsentiert einen der vorerst ganz wenigen bekannten romanischen Zentralbauten mit gewölbtem Einstützenraum. Ein noch vollständig erhaltenes Beispiel liefert die Johanneskapelle in Regensburg-Stadtamhof, deren Zeitstellung allerdings sehr nahe an der Gotik liegt. Im vergleichbaren Gaden fanden bisher keine einschlägigen Untersuchungen statt. Auch in Hausbach könnte eine Mittelstütze vorhanden gewesen sein, jedoch nicht in Verbindung mit einem Gewölbe.

Schwierig bleibt die zeitliche Einordnung des Oktogons, denn die Befunduntersuchung brachte diesbezüglich keine Hinweise. Die polygonalen Grundrisse von Gaden und Haidenkofen in Verbindung mit rechteckigen Altarräumen veranlassten die Bearbeiter von Gaden, eine gewisse Vergleichbarkeit beider Bauten zu erkennen. Mangels anderer Möglichkeiten ist vorläufig dieser Einschätzung zu folgen, wenn auch die Zeitstellung Gadens derzeit alles andere als eindeutig ist.

Zeitstellung: 11./12. Jahrhundert ?

Lit.: Jahrb. Bayer. Denkmalpfl. 37, 1983, 485; Dehio 1991, 196–197; Benker/Strehler 2001, 280; <http://www.haidenkofen.de/ueberblick/kirche/30.10.2012>.

Hausbach, Stadt Vilshofen, Lkr. Passau, Niederbayern

Die einzige in Niederbayern noch aufrecht stehende, der Hl. Magdalena geweihte romanische Rundkirche zeigt sich heute mit einem hohen zwölfsseitigen Pyramidendach, einem Turm im Westen, einer Sakristei, einem Treppenturm im Süden, sowie vier Stützpfйлern. Über das Alter des Bauwerks wurde immer wieder spekuliert, ohne jedoch begründete Daten liefern zu können. Dies änderte sich erst mit dem Beginn der umfassenden Renovierung ab 1960. Die dabei von

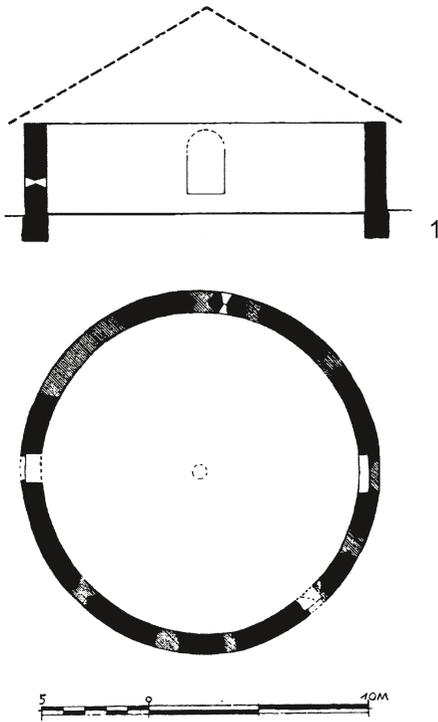


Abb. 33: Hausbach, Stadt Vilshofen. 1 rekonstruierter Aufriss (nach Haas 1966, 141 Abb. 13); 2 Grundriss (nach Haas 1966, 142 Abb. 14).

Inneren ist nicht möglich, doch dürfte die erhaltene Höhe dem ursprünglichen Bestand entsprechen (Abb. 33). Eine Wölbung kommt wegen der im Vergleich zum Raumdurchmesser von 14,6 m geringen Wandstärke nicht in Frage, weshalb von einer Flachdecke auszugehen ist, die entweder von einer zentralen Stütze oder einem Kranz von Stützen getragen wurde.

Zeitlich kommt für Haas das spätere 11. und der größte Teil des 12. Jahrhunderts in Frage. Bereits der erste Umbau mit einer Aufhöhung des Mauerwerks um 1,8 m wird der Gotik (etwa 1. Hälfte 14. Jahrhundert) zugewiesen. Auch die beiden folgenden Bauphasen gehören gotischer Zeit an.

Zeitstellung: spätes 11./12. Jahrhundert

Lit.: Gross 1952, 1–25; Haas 1966; Haas/Pfistermeister 1985, 341; Untermann 1989, 27; Paulus 1999; Böhm/Schmotz 2004, 250–251.

Walter Haas vorgenommenen Untersuchungen am Baukörper wiesen vier Bauphasen nach. Die älteste Phase zeigt sauberes, in regelmäßigen Schichten aufgeführtes Kleinquadermauerwerk aus Kalkstein. Aus diesen Kleinquadern besteht aber nur die Außenschale der 0,90 bis 0,95 m breiten und 4 m hohen Mauer, die Innenschale zeigt dagegen großteilige Bruchsteine, die Füllung setzt sich aus unterschiedlichsten Steinmaterialien zusammen. Trotz dieser ungewöhnlichen Kombination unterschiedlichen Mauerwerks an der Innen- und Außenseite ist an einer Gleichzeitigkeit nicht zu zweifeln. Die Innenseite war verputzt und mit dunklen Fugenstrichen versehen, die Außenseite dürfte unverputzt gewesen sein. An Öffnungen sind zwei Türen (im Westen und Südosten) und ein Fenster (Okulus im Norden) nachweisbar, hinzu kommt noch eine Altarnische in der östlichen Mauer.

Eine sichere Rekonstruktion der ursprünglichen Gestaltung im

Hengersberg, Lkr. Deggendorf, Niederbayern

Über die aus Schriftquellen bekannte und 2012 archäologisch nachgewiesene Rotunde auf dem Frauenberg wird in diesem Beitrag ausführlich berichtet. Deshalb hier nur eine Kurzdarstellung nach Böhm/Schmotz 2004:

Auf dem exponiert gelegenen Frauenberg steht heute eine spätgotische Kirche an der Stelle zweier Vorläufer. Beim ersten Sakralbau muss es sich um einen für Niederbayern sehr ungewöhnlichen Rundbau gehandelt haben, der zweite könnte ein „normaler“ romanischer Bau gewesen sein. Sowohl die Rotunde als auch der Folgebau sind derzeit nur aus Schriftquellen zu erschließen.

Über den Bau des *sacellum in honore Sanctae Mariae rotundum*, einer Rundkirche zu Ehren der Hl. Maria, und einer Burg auf dem Frauenberg um das Jahr 1000 berichtet Wolfher in seinen beiden Lebensbeschreibungen des Hl. Gotthard (MGH SS 11, 177; 17, 380). Hier siedelte dieser jene Niederaltaicher Chorherren an, die sich der strengeren benediktinischen Observanz nicht unterordnen wollten, die er im angestammten Kloster wieder einführte. Am Lichtmesstag 1008 wurde die von Gotthard mit vier Altären ausgestattete Kirche geweiht.

Das „Nebestift“ von Niederaltaich hatte wohl keinen langen Bestand, doch blieb die Marienkirche eine Kapelle des Klosters und wurde 1262 unter Abt Hermann neu gebaut, weil sie angeblich baufällig war. Möglicherweise spielte hier der Zeitgeist eine Rolle und es kam zur Errichtung einer „normalen“ spätromanischen Kirche, die von einem späteren Chronisten „ein neues Jerusalem“ genannt wird (MGH SS 17, 380). Der päpstliche Legat Bischof Anselm von Ermland (1250-1264) weihte sie am 30. Juli 1262 (MGH SS 17, 380). In der erneuerten Kirche standen nunmehr fünf Altäre (MGH SS 17, 380).

Zeitstellung: 1008

Lit. (Auswahl): Untermann 1989, 231–232; Böhm/Schmotz 2004, 197 mit weiterer Lit.

Laufen, Lkr. Berchtesgadener Land, Oberbayern

An der Südwestecke der Pfarr- und Stiftskirche Zu Unserer Lieben Frau, der ältesten, um 1340 vollendeten gotischen Hallenkirche Süddeutschlands, befindet sich ein zweigeschossiger Zentralbau, verbunden mit der Kirche durch einen kreuzgangähnlichen Umgang der Spätgotik. Er orientierte sich ursprünglich zu einer archäologisch nachgewiesenen, zwischen 1181 und 1223 entstandenen dreischiffigen Basilika, von der sich der in die heutige Westwand einbezogene ehemalige Campanile erhielt. Mit seiner neunteiligen Kuppel erweckt das Bauwerk einen barocken Eindruck.

Das fast quadratische Untergeschoss mit einer lichten Weite von 8,13 x 7,98 m (Abb. 34) und mit einer Mauerstärke von 1,68 m ist durch eine spätere Doppeltreppe zugänglich, setzt aber eine ältere voraus. Es wird von einem 4,40 m hohen Kreuzgewölbe abgeschlossen, das von vier schlusssteinlosen Gurtrippen getragen wird, die in den Ecken auf massiven Dreieckskonsolen aufsitzen. Die Wände weisen

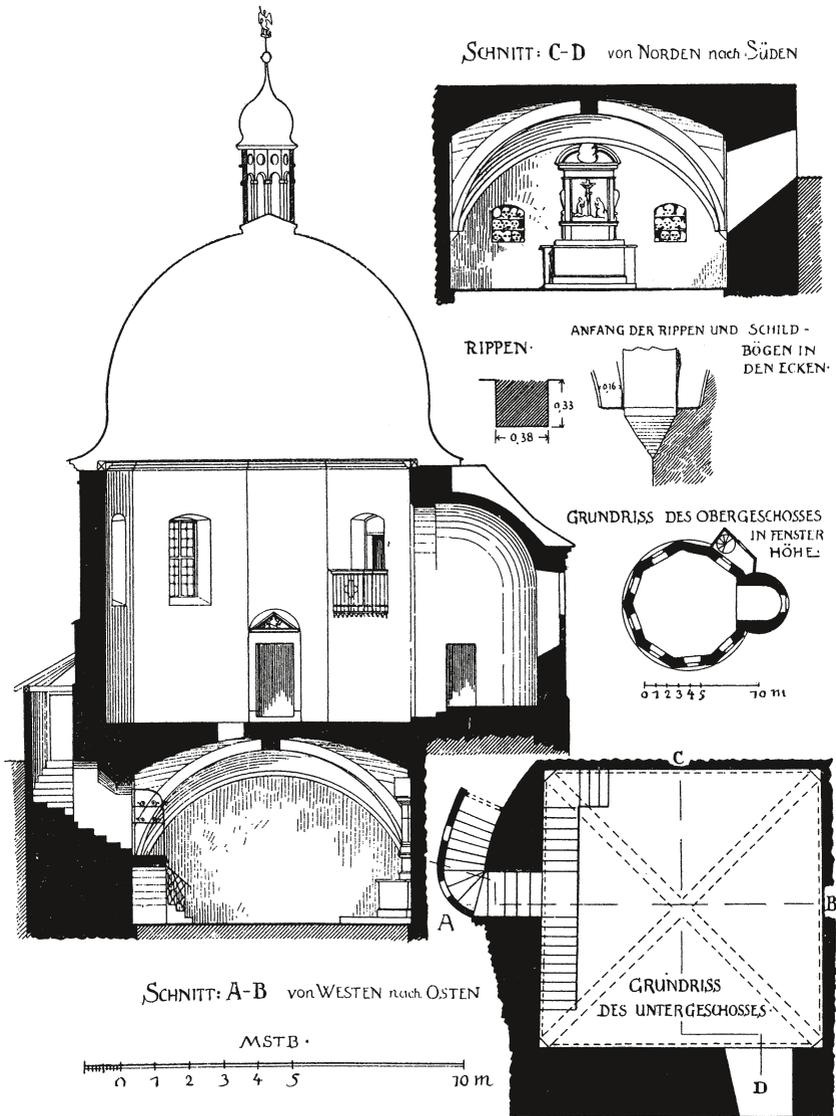


Abb. 34: Laufen, Lkr. Berchtesgadener Land. Grundrisse und Aufriss (nach Bezold/Riehl/Hager 1905a, 2760).

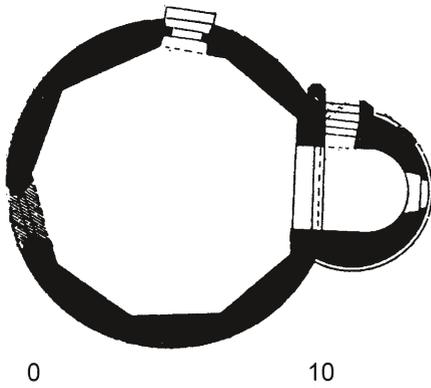


Abb. 35: Lauf, Lkr. Berchtesgadener Land. Grundriss des Obergeschosses auf Bodenhöhe (nach Bezold/Riehl/Hager 1905a, 2705 [entnommen aus dem Gesamtgrundriss der Stiftskirche mit angefügtem Karner]).

leicht spitzbogige Schildbögen auf. Das gesamte Bauwerk einschließlich der Rippen, Konsolen und Schildbögen besteht aus Tuff. Mit Ausnahme der Nordseite tritt das Untergeschoss knapp 1 m aus dem anstehenden Boden hervor.

Die Oberkapelle (Abb. 35) besteht aus einem 7,25 m hohen, bereits am Fußboden ansetzenden unregelmäßigen Neuneck mit Barockdecke. Den Kapellenraum belichten sechs Fenster. Die Eingangsnische fällt mit der westlichen Kante der Nordwand zusammen. Der heutige Zugang erfolgt durch ein rechteckiges Renaissanceportal aus Nagelfluh, über dem sich eine rundbogige Innenwandnische mit dreieckigem Tympanon aus Rotmarmor befindet. Der ursprüngliche Zugang zur Rotunde ist an deren Westseite

nachgewiesen. Durch die Ostwand führt ein gefaster, runder Chorbogen in die außen halbkreisförmige, innen mit geraden Seitenwänden versehene Apsis.

Das runde Unterteil der Oberkapelle ist außen in 1,89 m Höhe durch einen leicht abgeschragten Sockel aus Tuffquadern in zwei gleiche Hälften geteilt, an denen ein schmales Schräggewies zum Neuneck überleitet.

Im Fußboden befindet sich knapp westlich der Raummitte eine kleine rechteckige Öffnung, die durch die 0,50 m starke Decke führt und Einblick in das Untergeschoss gewährt.

Das ursprüngliche Michaelspatrozinium (im Mittelalter häufig bei Karnern) ging wohl nach dem Stadtbrand von 1663 in das heutige Marienpatrozinium über. Die ursprüngliche Annahme, es handle sich beim Untergeschoss um ein Baptisterium wurde bereits im Kunstdenkmälerband zurechtgerückt, denn die urkundlich überlieferte Bezeichnung *capella S. Michaelis super carnarium* dürfte keinen Interpretationsspielraum lassen. Außerdem ist das als Gruft bezeichnete Untergeschoss als Taufraum ungeeignet.

Die Laufener Doppelkapelle, bestehend aus fast quadratischer Gruft, rundem Obergeschoss und Apsis entstand nach den vorliegenden Befunden in einem Zug. Das Obergeschoss dürfte überwölbt gewesen sein. Für diese erste Bauperiode lassen sich Verbindungen zwischen spätromanischen und frühgotischen Elementen erkennen. Während die Gruft im Wesentlichen unverändert blieb, erfuhr das Obergeschoss um 1681 den Umbau zu einem Polygon.

Da weder die Erbauungszeit noch ein Bauherr überliefert sind, kann die Datierung des Laufener Zentralbaues nur aus dem Baubefund heraus erfolgen, den Gross in das 13. Jahrhundert, evtl. dessen zweite Hälfte setzt.

Zeitstellung: 2. H. 13. Jahrhundert

Lit.: Bezold/Riehl/Hager 1905, 2758–2764; Gross 1952, 25–36; Brugger 1973; Zilkens 1983, 30; 197–198; Dehio 2006, 641.

Ludwigsstadt, Lkr. Kronach, Oberfranken

Nördlich außerhalb des Stadtkerns befindet sich ein Zentralbau, der mit der 1584 profanierten Marienkapelle in Verbindung gebracht wird und eine wechselvolle, gut durch Archivalien und Beobachtungen am Baukörper erkennbare Baugeschichte aufzuweisen hat und seit 1789 als Schmiede belegt ist. Es handelt sich um einen zweigeschossigen Rundbau, dessen Innenraum im Erdgeschoss acht Nischen aufweist (Abb. 36,1). Seine lichte Weite beträgt ca. 6,30 m, der Außendurchmesser ca. 9,80 m. Die Mauerstärken im Scheitelpunkt der einzelnen Nischen, gemessen in Höhe der Fenstersohlbänke, schwanken zwischen 0,60 und 0,70 m, an den Nischenlaibungen liegen sie zwischen 1,70 und 1,80 m. Im Obergeschoss beträgt die Mauerstärke dagegen lediglich ca. 1,10 m. Die gesamte Bauhöhe beträgt bis zum Ansatz des Zeltdaches ca. 11,20 m. Während Erdgeschoss sowie erstes Obergeschoss wohl aus derselben Bauphase stammen und eine Höhe von ca. 8,80 m erreichen, gilt dies nicht für das oktagonale zweite Obergeschoss, das 1907 in Fachwerk zusammen mit dem Zeltdach und wohl auch gleichzeitig mit dem Preußischen Kappengewölbe über dem Erdgeschoss hinzugefügt wurde.

Im Jahr 1988 führte das Bayer. Landesamt für Denkmalpflege sowohl im Innen- als auch im Außenbereich eine dreimonatige Grabungskampagne durch, ausgelöst durch die geplante Sanierung des Rundbaus. Sie sollte in Verbindung mit einer bereits vorgenommenen Bauuntersuchung und eingehender Urkundenforschung Kenntnisse zu Alter und Funktion erbringen. Diese Forschungen führten zu einer Neubewertung des Bauwerks hinsichtlich Zeitstellung und Funktion.

Im Rahmen der Untersuchung des durch zahlreiche Um- und Einbauten verunklarten Baus konnte auch ein Balken dendrochronologisch bestimmt werden, der aus einer Decke stammte, die sich noch zwischen dem heutigen Fußbodenniveau des ersten Obergeschosses und dem das Erdgeschoss abschließenden Preußischen Kappengewölbe befindet. Die Messung ergab als Fälldatum den Winter 1487/88.

Im Zuge der archäologischen Untersuchung wurde der gesamte Innenraum erforscht, dazu kamen noch Bereiche außerhalb des Bauwerks. Im Westteil ließen sich die Reste zumindest eines Vorgängerbaues erkennen, der bereits Nischen besaß, die in Form und Anordnung gegenüber dem stehenden Bau aber leicht verändert waren (Abb. 36,2). Indiz für die Existenz eines Vorgängerbaus war der Nachweis einer Baugrube für die äußere Ringmauer, die von den Laibungsmauern einer Nische geschnitten wurde. Im östlichen Teil des Innenraumes, der in den

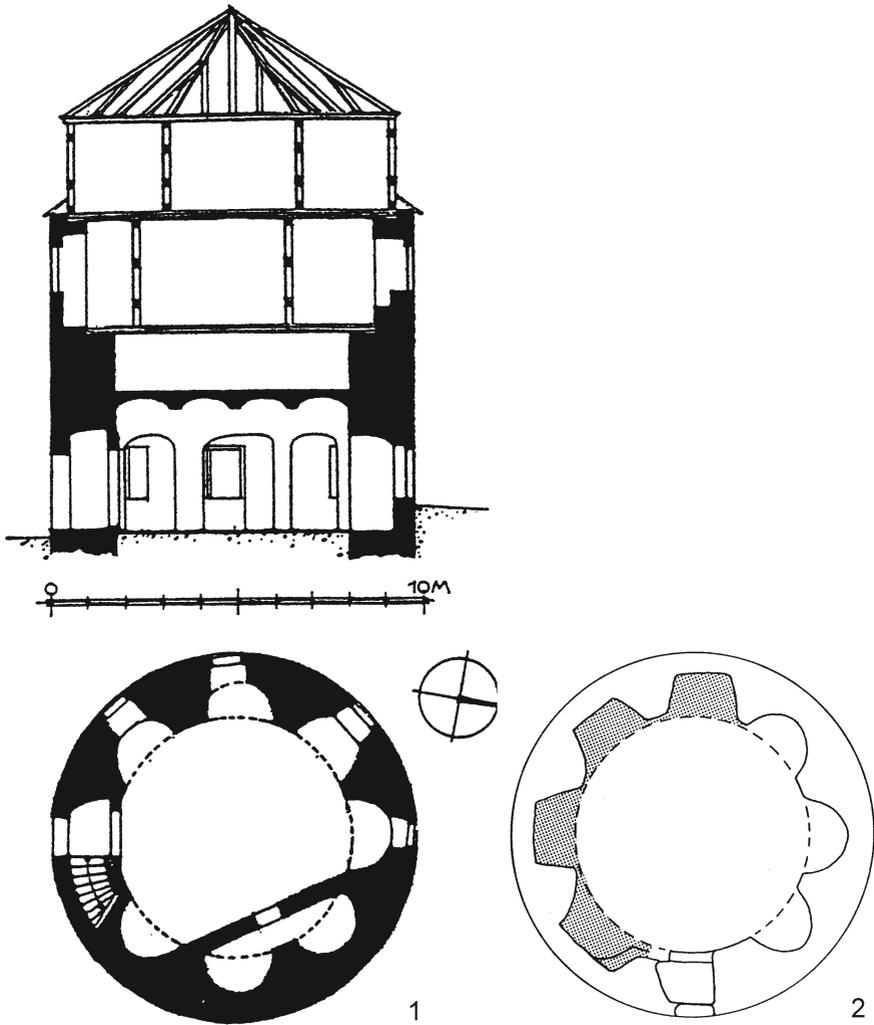


Abb. 36: Ludwigsstadt, Lkr. Kronach. 1 Grund- und Aufriss (nach Breuer 1964, 186); 2 Grundriss nach den archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen (nach Haberstroh 1989, 195 Abb. 1).

hier ausstreichenden Berghang hineingebaut und ungewöhnlich flach fundamementiert ist, fanden sich keine älteren Bauspuren. Dies spricht dafür, dass nur die drei westlichen Nischen beim Neubau auch von Grund auf neu errichtet wurden.

Wichtigster Anhaltspunkt für die Datierung des ältesten Bauabschnitts ist ein in die Zeit um 1400 zu datierender Topf, der als Bauopfer in die Fundamentgrube einer Außenmauer eingebracht war und von zwei der drei im Innenraum festgestellten Laufhorizonte überlagert wurde.

Die im Zuge der Ausgrabung entdeckten Kleinfunde, die in beachtlicher Menge vorliegen, sind dem späten Mittelalter und der frühen Neuzeit zuzuordnen. Aufgrund der bisherigen zeitlichen Einschätzungen eigentlich zu erwartende hochmittelalterliche oder noch ältere Kleinfunde konnten dagegen nicht geborgen werden. Die archäologischen Fakten, ergänzt um das Ergebnis der Jahrringdatierung des Deckenbalkens, lassen vordergründig keinen Zweifel an der Entstehung des Bauwerks um 1400 und einer zweiten Baumaßnahme, die den heutigen Bau repräsentiert, im späten 15. Jahrhundert zu.

Für den stehenden Bau lassen sich einige urkundliche Belege für mögliche Auftraggeber finden, zum ersten Bau fehlen aber entsprechende Hinweise in den Schriftquellen. Hier kann vielleicht ein in der evangelischen Pfarrkirche angebrachtes Epitaph für den vermutlich dort bestatteten, 1408 verstorbenen Grafen Otto von Orlamünde ein Indiz liefern. Einer Umschrift ist nämlich zu entnehmen, dass dieser ein *claustrum* errichtet habe. Der Terminus *claustrum* kann aber ganz unterschiedlich übersetzt werden, also nicht ausschließlich mit Kloster, sondern auch mit Pforte, Tor, Eingang oder Veste.

Ein weiteres Problem ist die Frage nach der Funktion des Rundbaus, der stets als Marienkapelle bezeichnet wird. Unter den Kleinfunden fehlen solche mit eindeutig sakralen Charakter. Darüber hinaus ließen sich keine Bestattungen, kein Altarfundament oder besondere Architekturelemente nachweisen, woraus sich Zweifel an der sakralen Zweckbestimmung ergaben. Zumindest die zweite Bauphase könnte mit einer Kapellenstiftung in Verbindung mit der 1487 erstmals genannten Ludwigsstädter Saigerhütte gebracht werden. Eine urkundlich genannte Marienkapelle ist aber erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts nachweisbar, und diese ist offenbar außerhalb der damaligen Stadt zu lokalisieren. Nicht zuletzt muss auch die Tatsache, dass der heute noch stehende Rundbau in der lokalen Tradition seit langem als „ehemalige Marienkapelle“ bezeichnet wird, berücksichtigt werden. Auch aus den Schriftquellen sind somit keine eindeutigen Hinweise auf einen Sakralbau abzuleiten. Außerdem passt der Grundriss von Ludwigsstadt keinesfalls in die Sakralarchitektur um 1400.

Als Nutzungsalternativen kommen allenfalls ein in diesem Bereich nachgewiesenes Stadttor – allerdings gibt es keine Indizien für die Funktion als Wehrbau – oder ein Wohnturm mit Aufbewahrung für Wertgegenstände, der in Zusammenhang mit dem im 15. Jahrhundert prosperierenden Berg- und Hüttenwesen stehen kann, in Frage.

Durch die eingehenden Untersuchungen am Zentralbau von Ludwigsstadt ergaben sich drei Kernprobleme, die vorerst nicht zu lösen sind. Das beginnt bereits bei der Identifikation des Baus mit der in den Urkunden genannten Marienkapelle und setzt sich fort mit den durch Archäologie und Bauuntersuchung entstandenen

Bedenken an einer zweifelsfrei sakralen Funktion, zusätzlich unterstützt durch eine Urkunde des Jahres 1790, in der sich eine Abrissnachricht bezüglich der Kapelle findet. Sollte der Bau je sakral genutzt worden sein, so kann es sich dabei nur um einen kurzen Zeitraum gehandelt haben, nach dessen Ablauf alle Spuren einer sakralen Nutzung beseitigt worden sein müssen. Schließlich passen die gewonnenen Daten grundsätzlich nicht in das für die Zentralbauten erarbeitete „Weltbild“. Speziell die Nischenbauweise von Ludwigsstadt wird in der Literatur mit den dem frühen bzw. älteren Mittelalter zugewiesenen Marienkapellen von Würzburg und Altötting in Verbindung gebracht. Die ebenfalls als Parallele angesehene Nischenrotunde beim Prager Kloster Břevnov ist zweifellos eine barocke Nachbildung der Heiligen Kapelle von Altötting, wie Rüdiger eindeutig belegt, und damit auch die Einschätzung Untermanns zurecht rückt.

Ob die in Ludwigsstadt entstandene Situation jemals aufzulösen ist, bleibt dahingestellt. Trotz der publizierten Indizien darf aber darauf hingewiesen werden, dass das gewonnene Dendrodatum nicht zwingend für das Alter der Decke in Anspruch zu nehmen ist. Sichere Erkenntnisse kann nur eine Serienbeprobung aller dort vorhandenen Hölzer erbringen. Für Zentralbauten sind zwar mehrfach Gewölbe nachgewiesen, doch scheint dies hier – entgegen der Meinung von Walter Haas – nicht der Fall zu sein, denn sonst hätte man kein modernes Gewölbe eingezogen, das möglicherweise in Verbindung mit der Nutzung als Schmiede zu sehen ist. Das Vorhandensein eines mittelalterlichen Gewölbes hätte ganz erheblich zum Verständnis des Gebäudes beigetragen. Das anscheinend gleichzeitige, ursprünglich wahrscheinlich nur von außen zugängliche Obergeschoss ist wohl nur als Wohngeschoss zu deuten.

Eine Kernfrage bleibt aber bestehen: Warum wurde ein Rundbau, dessen sakrale Funktion nicht gesichert ist, mit Nischen versehen, wie sie sonst nur bei Sakralbauten vorkommt? Sprechen die Nischen nicht gegen die Einschätzung als Profanbau, denn welchen Zweck hätten sie dort eigentlich? Sollte die derzeit als Fakt gesehene Datierung des Gebäudes der Realität entsprechen, hätten wir die Nachahmung einer früh-/hochmittelalterlichen Nischenrotunde vor uns, die aber eher für sakrale Zwecke gedient hätte als für profane. Schade, dass sie für einen barocken Nachbau wiederum zu alt ist.

Aufgrund der unklaren Situation hinsichtlich Zeitstellung und Funktion muss der Bau von Ludwigsstadt aus der für Bayern zusammengestellten Liste der Zentralbauten ausgeschieden werden.

Lit.: Breuer 1964, 186–187; Streich 1984, 183; Haas/Pfistermeister 1985, 300; Kuhn 1985, 19–20; Untermann 1989, 176; 248; Haberstroh 1989; 1992; Rüdiger 1993, 180–181.

Malsbach, Markt Hohenburg, Lkr. Amberg-Weizsach, Oberpfalz

An einem wenig ausgeprägten Hang am Westrand des kleinen Ortes Malsbach kamen durch eine Notgrabung des BLfD (M. Mittermeier) völlig überraschend die Grundmauern eines Rundbaus zutage, der sich nur schwer mit den bekannten

Rotunden vergleichen lässt. Auslöser für die Grabung in den Jahren 1976 und 1977 war die Entdeckung von mindestens vier Körpergräbern beim Aushub für eine Baugrube zur Errichtung eines Wohnhauses unmittelbar östlich des später entdeckten Rundbaus (Abb. 37,5). Dass weitere Gräber zerstört worden sein müssen dürfte außer Frage stehen, ebenso wie die weitgehende Zerstörung des vom Rundbau nach Osten sich erstreckenden rechteckigen Fundaments (Abb. 37,3).

Da die Grabungsdokumentation anscheinend verschollen ist, ließ sich der hier abgebildete Plan (Abb. 37) nur über die bekannten Abmessungen und vorhandene Fotos erarbeiten. Das bedeutet aber, dass die von Gabriele Raßhofer (BLfD Regensburg) vorgenommene und von Rudi Röhl (ebenfalls BLfD Regensburg) graphisch umgesetzte Rekonstruktion mit Unsicherheiten behaftet ist, in den Grundzügen der Realität aber durchaus nahe kommen dürfte.

In der Grabung wurden zwei kreisförmige und mehrere geradlinig verlaufende Fundamente freigelegt. Dabei fällt vor allem das zentrale kreisförmige Fundament (Abb. 37,1) mit einem äußeren Durchmesser von 6,5 m und einer Mauerstärke von 2 m auf, wodurch ein zentraler Bereich von lediglich etwa 2 m Durchmesser frei bleibt. Das in einem Abstand von etwa 2 m zum zentralen kreisförmigen Fundament verlaufende äußere Kreisfundament (Abb. 37,2) weist einen Gesamtdurchmesser von 12,5 m und eine Fundamentbreite von 0,85 m auf. Zwischen den beiden kreisförmigen Fundamenten sind mehrere Pfostengruben vorhanden.

Das zentrale kreisförmige Fundament besteht aus Bruchsteinen (entweder Jurakalk oder Dolomit), vom aufgehenden Mauerwerk blieb nichts erhalten. Dagegen zeigen sich über dem äußeren kreisförmigen Fundament an der Westseite bis zu zwei Lagen zweischaligen Mauerwerks in Kleinquaderbauweise (Abb. 38). Unklar ist, ob die überwiegend als Handquader zu bezeichnenden Werksteine original sind oder sekundär verwendet wurden, denn ihre Anordnung ist alles andere als ordentlich. Wahrscheinlich handelt es sich sogar um trocken gesetztes Fundamentmauerwerk.

Sehr problematisch ist die Beurteilung der geradlinigen Fundamente, die in den äußeren Kreis im Osten und Nordosten eingreifen. Dass die beiden kreisförmigen Fundamente zu einem einheitlichen Bauwerk gehören, dürfte nicht zu bezweifeln sein, doch würde man sich einen vollständigen äußeren Kreis erwarten. Ob dieser tatsächlich vorhanden war und evtl. Abbruchmaterial der äußeren kreisförmigen Mauer 2 zur späteren Errichtung der Rechteckbauten 3 und 4 Verwendung fand, ist nicht zu klären. Bei den in den Fotos sichtbaren schwierigen Bodenverhältnissen und ganz offensichtlich auch schwierigen Grabungsbedingungen könnte es sein, dass ein Ausbruchgraben nicht erkannt wurde. Zweifel an der Gleichzeitigkeit von runden und rechteckigen Baukörpern bleiben bestehen, denn es scheint auch, dass das an der Südseite des tangential an das zentrale kreisförmige Fundament 1 angefügte rechteckige Bauwerk 3 keine konstruktive Verbindung zum äußeren kreisförmigen Fundament 2 hat. Auch die Tiefe der Fundamentierung des Rechteckbaus dürfte erheblich geringer gewesen sein als die des äußeren Kreises 2. Auffallend ist dagegen die Lage des Rechteckbaus 3 exakt auf einer Mittelachse

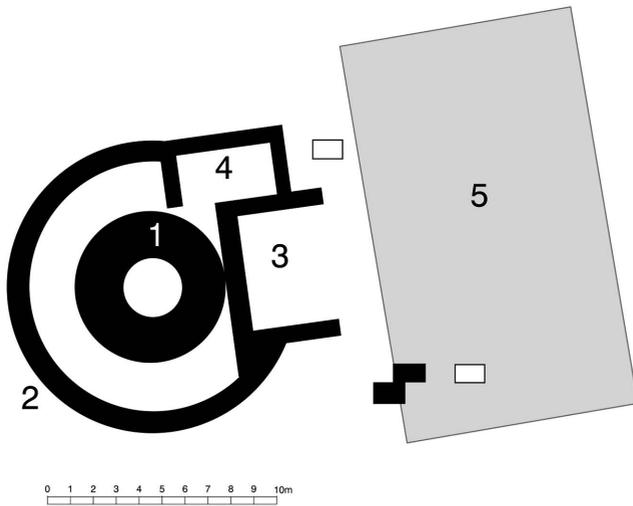


Abb. 37: Malsbach, Gde. Hohenberg, Lkr. Amberg-Sulzbach. Aus Grabungsfotos und überlieferten Maßangaben rekonstruierter Zentralbau. 1 zentrales Fundament; 2 äußeres Fundament; 3–4 wohl später angesetzte Rechteckbauten; 5 Lage des Wohnhauses, bei dessen Bau der mittelalterliche Baubefund entdeckt wurde; liegende Rechtecke: Gräber (G. Raßhofer).



Abb. 38: Malsbach, Gde. Hohenberg, Lkr. Amberg-Sulzbach. Grabungsschnitt am äußeren runden Fundament (Foto BLfD).

durch den Zentralbau. Seine Fundamentbreite dürfte in etwa jener des äußeren kreisförmigen Fundaments 2 entsprechen. Daraus Hinweise auf eine Gleichzeitigkeit mit dem Rundbau ableiten zu können, bleibt fraglich.

Auch das zeitliche Verhältnis des nordöstlichen, zwischen dem äußeren Fundament 2 des Zentralbaus und dem Rechteckbau 3 eingefügten wesentlich kleineren Rechteckbaus 4 zum Zentralbau lässt sich nicht sicher beurteilen. Hier fällt auf, dass ein Fundamentzug vom Ansatzpunkt der Fundamente 2 und 4 rechtwinklig nach Süden verläuft. Der Anschluss an das Zentralfundament 1 bleibt unklar. Aufgrund seiner Parallelität zum Fundament 3 dürfte an einer Gleichzeitigkeit zwischen den Gebäuden 3 und 4 nicht zu zweifeln sein.

Belässt man es mangels besserer Möglichkeiten vorerst bei der Annahme, hier einen zweiphasigen Bau vorzufinden, d.h. einen älteren Zentralbau, an den später zwei rechteckige Gebäude angefügt wurden, wofür aber ein Teilabbruch der äußeren kreisförmigen Mauer im Osten erforderlich war. Sowohl die Zweiphasigkeit als auch die Rekonstruktionsversuche des Aufgehenden bedürfen einer zumindest knappen Diskussion. Betrachten wir zunächst den Zentralbau, so fallen hier die erheblichen Unterschiede in den Fundamentbreiten auf. Für einen Profanbau, bestehend aus einem von einer etwa 2 m Abstand zu einem Rundturm umgebenen Mauer spricht wenig, denn die Gesamtdimensionen sind bescheiden und ein Turm wäre bei diesen geringen Abmessungen kaum sinnvoll nutzbar. Zieht man dagegen einen Sakralbau in Erwägung, wofür auch die in unmittelbarer Nachbarschaft entdeckten Gräber sprechen, wären verschiedene Rekonstruktionen möglich. So könnte das zentrale Fundament als Standort für eine Reihe von Säulen gedient haben, die das Gewölbe eines Umgangs zwischen den beiden kreisförmigen Fundamenten trugen, auf denen zusätzlich noch ein über das anzunehmende Zeltdach hinausreichender massiver Aufbau errichtet gewesen sein kann. Diese im Prinzip mögliche Konstruktion findet in Bayern einzig in Würzburg St. Gallus (siehe diesen Katalog) eine Parallele. Dort handelt es sich zwar um ein Oktogon, in dessen Zentrum aber ein ebenfalls rundes Fundament verläuft, auf dem mit – aufgrund des kleinen Grabungsausschnitts nicht nachgewiesenen – Säulen oder Pfeilern zu rechnen ist, auf die sich ein über dem zu postulierenden Umgang angebrachtes Gewölbe stützte, das an der Außenwand auf Eckdiensten ruhte. Für St. Gallus ist aufgrund einer Schriftquelle mit Zweigeschossigkeit zu rechnen.

Als zweite Rekonstruktionsmöglichkeit ist ein bis zum Boden herab reichender zentraler Turm in Erwägung zu ziehen, um den sich wiederum ein überwölbter Umgang erstreckt haben kann. Eine solche Bauform würde an das Hl. Grab in Augsburg erinnern, dessen Dimensionen allerdings wesentlich größer sind.

Auffallend ist in Malsbach der große Unterschied zwischen den Breiten der beiden kreisförmigen Fundamente. Dass das zentrale Fundament mehr als doppelt so massiv ist wie das äußere, lässt sich nicht erklären. Für beide vorgeschlagenen Rekonstruktionen des Aufgehenden wäre diese Dimension sicher nicht erforderlich, doch vielleicht wollte man auf Nummer sicher gehen. Dafür erscheint das äußere

Fundament mit weniger als 1 m Breite eher zu gering dimensioniert, um die vom Dach und dem Gewölbe des Umgangs ausgehenden Kräfte ableiten zu können. Hier könnten aber Stützpfeiler für die erforderliche Standfestigkeit gesorgt haben. Sehr bedauerlich ist das Fehlen von Architekturteilen, die obige Rekonstruktionsansätze bestätigen könnten. Dennoch ist davon auszugehen, dass wir es hier mit einem bemerkenswerten und durchaus dominanten Bau zu tun haben, der nur von einem über ausreichende Mittel verfügenden Adel – naheliegend sind hier die Allersburger – errichtet werden konnte, dürfte außer Frage stehen.

Die Zeitstellung kann aus dem Befund heraus nicht festgelegt werden, doch liefern ¹⁴C-Messungen des Jahres 2013 an menschlichen Knochen aus den benachbarten Gräbern recht plausible hochmittelalterliche Daten, nämlich das 12./13. Jahrhundert (frdl. Mitt. M. Hensch).

Äußerst problematisch stellen sich aber – wie bereits angesprochen – die als spätere Anfügungen im Osten und Nordosten angesehenen Bauten mit rechteckigen Grundrissen dar. Sie greifen ganz erheblich in den Rundbau ein und stören dessen Struktur. Dass sie sakralen Zwecken dienen ist zwar nicht zu beweisen, doch die West-Ost-Orientierung und der Bezug des Grundrisses 3 auf eine durch den Rundbau ziehende Mittelachse sowie die südlich und nördlich dazu liegenden Gräber könnten einen Hinweis in diese Richtung geben. Wollte man eine sakrale Nutzung ausschließen und eher eine profane in Erwägung ziehen, dürfte es sich am ehesten um Bauten eines Ansitzes handeln, dessen Umfang allerdings aufgrund der Störungen durch den die Grabungen auslösenden Hausbau und möglicherweise fehlende Beobachtungen in der Grabungsfläche unbekannt bleibt. Wieso war es erforderlich, den Zentralbau zu beeinträchtigen? Wurde er vielleicht gar nicht mehr benötigt? Wann fanden diese Baumaßnahmen überhaupt statt? Das dadurch entstandene Gebäudeensemble entzieht sich derzeit leider einer glaubhaften Interpretation.

Ohne eine neue Untersuchung dieser bemerkenswerten Fundstelle oder zumindest einer Wiederauffindung der Grabungsdokumentation wird es kaum möglich sein, das Bauwerk und seine Geschichte, die durchaus mit den Allersburgern in Verbindung stehen kann, mit möglichst geringen Zweifeln zu verstehen. Da es sich bei der Rotunde in erster Linie zumindest innerhalb Bayerns um ein ganz besonderes Bauwerk handelt, wäre eine erneute Beschäftigung mit diesem Platz von erheblicher Bedeutung.

Zeitstellung: 12./13. Jahrhundert

Lit.: Conrad 1998.

Mühdorf, Oberbayern

Die doppelgeschossige, heute St. Johannes Baptist geweihte Kapelle befindet sich am Rand des ehemaligen Friedhofs nordwestlich der Pfarrkirche St. Nikolaus. Es handelt sich um einen Zentralbau, an den 1450 ein ebenfalls zweigeschossiger Chor mit 3/8-Schluss angefügt wurde.

Das eingetiefte Untergeschoss besteht aus einem oktagonalen Zentralraum, dessen Grundriss im Denkmälerinventar (Bezold/Riehl/Hager 1902 b, 2197) außen irr-tümlich rund dargestellt wurde. Das Polygon zeigt im Grundriss eine durchschnittliche Weite von 6,8 m zwischen den gegenüber liegenden Wänden, die Mauerstärke beträgt zwischen 0,84 und 1,0 m, während jene des Chores bei 0,70 m liegt (Abb. 39–40).

Der schmucklose Innenraum wirkt bei einer Höhe von lediglich 3,37 m sehr gedungen. In den jeweiligen Ecken befinden sich rechteckige Wandpfeiler, die ohne Zwischenglied in massive Bandgurte übergehen, die sich sternförmig in der Raummitte vereinigen. Das spitzbogige, gedrückte Gurtgewölbe schließt acht Kappen ein. Über dem Fußboden verläuft ein schmaler, abgeschrägter Sockel, der auch die Wandpfeiler umzieht. Für die (schwache) Belichtung des Raums sorgen vier steil abgeschrägte kleine Fenster, die spitzbogig in die Gewölbekappen einschneiden und zur Außenwand hin im Rundbogen auslaufen. Zur Verbindung des Oktogons mit dem spätgotischen Chor wurden in den beiden Ostwänden spitzbogige Durchgangsöffnungen ausgebrochen. Der gemeinsame mittlere Wandpfeiler blieb erhalten und dient mit dem anschließenden Mauerteil als Gewölbestütze.

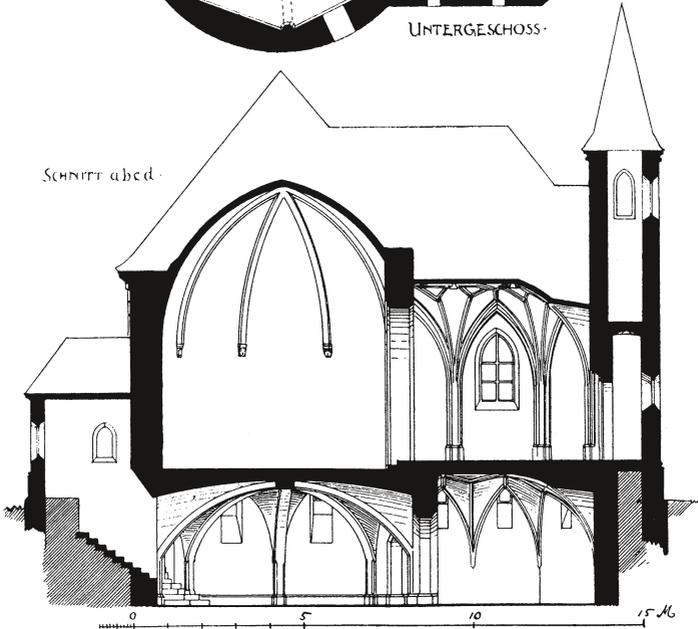
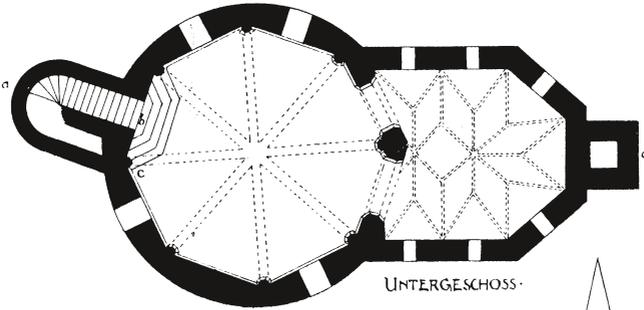
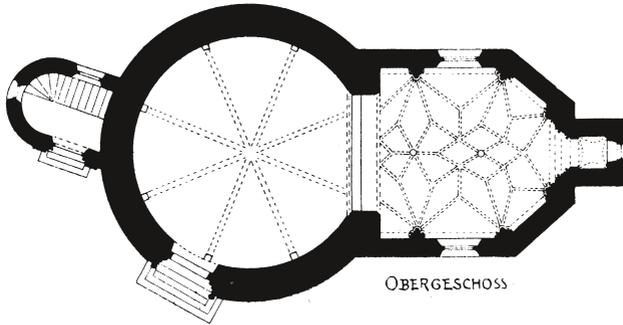
In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stieß man bei Drainagearbeiten auf den ursprünglichen Eingang des Untergeschosses, der sich westlich neben dem Eingang zum Obergeschoss befand und aus einer schmalen, kreisförmig verlaufenden Treppe besteht, deren vier unterste Stufen verbreitert in den Raum führen.

Das fensterlose Obergeschoss weist im Gegensatz zum oktagonalen Untergeschoss einen runden Grundriss von 6,82 m lichter Weite auf (Abb. 39). Im Gegensatz zum gedungenen Untergeschoss bietet das von einem gedrückt-spitzen Gewölbe überdeckte Obergeschoss bei einer Höhe von 8,47 m einen wesentlich freundlicheren Raumeindruck. Das Gewölbe wird durch acht rechteckige Bandgurte getragen, die in 3,65 m Höhe auf einfach profilierten Kragsteinen ruhen und sich am Scheitelpunkt ohne Schlussstein vereinigen. Die beiden auf den spätgotischen Chorbogen im Osten zulaufenden Gurtruppen münden 5 m über dem Fußboden in die senkrechte Wand ein.

Im Kunstdenkmälerband und auch bei Gross 1952 wird auf die Existenz von Kragsteinen in Form menschlicher Köpfe hingewiesen, die bei der Restaurierung des Jahres 1880 in Gips erneuert worden seien. Offenbar handelt es sich hier um eine spätere Zutat, die bei der letzten Renovierung wieder entfernt wurde.

Im Zuge der jüngsten Renovierung wurden die bereits 1846/47 entdeckten aber wieder übertünchten Wandmalereien erneut freigelegt und restauriert. Beeindruckend ist vor allem die spätgotische flächige Malerei im oberen Kuppelsegment, die auch die Gurte mit vergleichbarer Farbgebung einbezieht.

Der Chorbogen befindet sich in einer spitzbogig ausgebildeten Zwischenwand, die beim Choranbau von 1450 in die Rotunde eingefügt wurde. Zwei Stufen führen in den erhöhten Chorraum mit eineinhalb Jochen, der ein kompliziertes Netzgewöl-



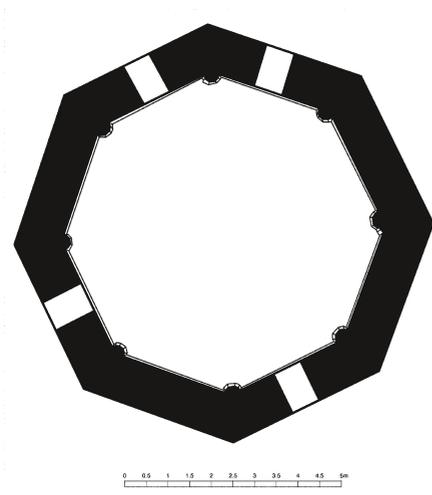


Abb. 40: Mühldorf. Rekonstruiertes Untergeschoss der älteren Bauphase mit außen geraden Seitenflächen (digitale Bearbeitung durch E. Nachreiner auf Basis der Darstellung bei Bezold/Riehl/Hager 1902b, 2197).

im Untergeschoss als auch des runden Obergeschosses aus Tuff, Pfeiler, Gurte und Sockel dagegen aus Sandstein.

Der Anbau der stattlichen Chöre im Jahr 1450 (Bauinschrift) veränderte den Gesamteindruck ganz erheblich. Durch diese Baumaßnahme wurde sehr wahrscheinlich eine ursprünglich vorhandene Apside zerstört. Dass diese nur an der oberen Kapelle vorhanden war ist daraus zu folgern, dass nur dort bei der Anordnung der Rippen Rücksicht auf einen Chorbogen genommen wurde, nicht aber in der unteren, wo eine Ecke des Achtecks auf die Achse des oberen Chores trifft.

Die ursprüngliche Zweckbestimmung des Mühldorfer Zentralbaus ist heute unwidersprochen der Karner, nachdem ursprünglich ein Baptisterium in Erwägung gezogen worden war. Unter baulichen Aspekten gesehen weist die Kapelle alle grundsätzlichen Merkmale eines Karners auf.

Aus den ältesten vorhandenen Schriftquellen ist der Erzengel Michael als Patron für das Obergeschoss überliefert, für das als Gruft benannte Untergeschoss sind „alle gläubigen Seelen“ genannt.

Beim Chor Neubau im Jahr 1450 wählte die Bruderschaft der Kürschnerzeche an Stelle des Seelenfürsten ihren Zunftpatron Johannes Baptist, womit sie ihr

be aufweist. Am Chorbau befindet sich ein neuzeitliches Türmchen.

Den oberen äußeren Abschluss der Rotunde bildet ein Rundbogenfries mit darüber liegendem Hauptgesims und Kegeldach. An der Nordwand befinden sich vier schwach ausgeprägte, bis zum Bogenfries reichende Halbsäulen; im Süden waren ursprünglich noch zwei weitere vorhanden. Vom ursprünglichen gotischen Portal blieb nichts mehr erhalten. Das heutige, über sechs breite Stufen zu erreichende Portal ist eine romanisierende Neuschöpfung des 19. Jahrhunderts.

An der Südseite des Rundbaues ragt ganz nahe des Übergangs vom Rundbau zum Chor 2,25 m über dem Boden ein Kragstein hervor, der einen mit angezogenen Knien kauern den Mann zeigt.

Für das Bauwerk wurde unterschiedliches Material verwendet. So besteht das Mauerwerk sowohl des Oktogons

◀ Abb. 39: Mühldorf. Grundrisse von Unter- und Obergeschoss, Aufriss (nach Bezold/Riehl/Hager 1902b, 2197).

Patronats- und Eigentumsrecht zum Ausdruck bringen wollte. Die Gruftkapelle blieb weiterhin den gläubigen Seelen geweiht. Mit dieser Erneuerung ging die Bestimmung als Friedhofkapelle bzw. Kärner bald verloren. Die Funktion übernahm eine wohl im gleichen Jahr noch errichtete sogenannte Totenkapelle südlich der Pfarrkirche, die bei der Auflassung des Friedhofs im Jahr 1880 abgebrochen wurde. In der Urkunde vom Mittwoch vor Lichtmess 1486, in welcher der Rat der Stadt Mühlendorf, die Zechpröpste und außerdem die ganze Bruderschaft der Kürschnerzeche die ewige Messe in die Kapelle, die von alters gestiftet, aber urkundlich nicht nachweisbar ist, abermals stiften, ist zu lesen: *Alss vor ettwielangen zeiten unser vorfordern in der capellen auf St. Niclas freyethoff zu mildorf oberhalb der grufft, etwan gehaisen St. Michaelis capellen, die nun bey unsern zeiten von neu gebauen, ufgehebt, in den eren St. Johannes gottstauffer, St. Lorenzen und ander heilligen geweiht ist, ein ewige tägliche mess in den pfarrhoff zu Mildorff auf den dritten gesellen gestiftt sollen haben.*

Ohne Angabe von Gründen wurde die Kapelle in die Mitte des 14. Jahrhunderts datiert und gleichzeitig die Kürschnerzeche als deren Bauherr bezeichnet, wohl weil sie für den Patrozinienwechsel und den Choranbau durch Übernahme der Kapelle als Zunft-Kapelle verantwortlich zeichnet. Wegen fehlender Schriftquellen, aus der die Bauzeit zweifelsfrei zu entnehmen wäre, müssen vor allem stilkritische Betrachtungen für eine Datierung des Zentralbaus herangezogen werden. Die in beiden Geschossen vorhandenen Gurtruppen, die rechteckigen Wandpfeiler im Untergeschoss, die einfachen Konsolen des Obergeschosses sowie der ungegliederte Rundbogenfries samt schwachen Halbsäulen verweisen in die ausgehende Romanik, in der bereits gotisches Raumgefühl gleichbedeutend in Erscheinung tritt, das speziell durch den Höhenzug in der Oberkapelle deutlich zu dominieren beginnt.

Im Inventarisationswerk, das sich auch auf Urkunden aus dem 14. Jahrhundert stützt, wird eine Errichtung um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Erwägung gezogen. Graf dagegen widerspricht diesem Ansatz und setzt sie in die Zeit kurz vor 1300, ebenso Gross. In den Argumentationen spielt auch der Stadtbrand von 1285 eine Rolle, nach dem vielleicht die Erneuerung einer bereits bestehenden Kapelle notwendig gewesen wäre, die u. U. auch einen Vorgänger gehabt haben könnte, der dem Feuer zum Opfer gefallen war.

Zeitstellung: 2. Hälfte 13. Jahrhundert

Lit.: Hager 1899; Bezold/Riehl/Hager 1902 b, 2196–2200; Graf 1918, 38–41; Lemper 1963, 290–291; Gross 1952, 36–52; Zilkens 1983, 29–30; 206–207; Dehio 2006, 714.

Nürnberg, Mittelfranken

Burg

Im Zuge der 1990/91 vorgenommenen archäologischen Untersuchungen im östlichen Teil des heute noch stehenden staufischen Palas der Nürnberger Burg

kam ganz unerwartet ein leicht elliptischer Rundbau mit äußerer rechteckiger Umarmelung zutage (Abb. 41). Er weist einen Innendurchmesser von 6,10 x 6,25 m auf und ist im nördlichen Bereich über den Verfüllungsschichten aus Backstein gemauert, im südlichen dagegen aus dem Felsen gearbeitet. Der Ansatzpunkt der nördlichen Mauer an den Felsen und somit die Verbindung beider Bereiche ist durch einen 1963 eingebauten Heizkanal gestört. Der Einbau des aufgrund eines östlichen Apsisansatzes als Kapelle anzusprechenden Rundbaus ist erst nach Errichtung des stauferzeitlichen Palas der Bauphase IV a zu Beginn des 13. Jahrhunderts möglich. Von der Ausgräberin wird für die als Bauphase IV b benannte Kapelle der Zeitraum zwischen 1216 und 1236 angegeben. Diese zeitliche Einordnung unterstützt die dendrochronologische Datierung eines Bretts aus dem Verfüllschutt des Rundbaus, die als Fälljahr 1226±10 ergab.

Der in den Palas eingefügte Baukörper zeigt eine runde Innenkonstruktion mit westlichem Eingangsvorbau, durch den der Innenraum über zwei oder drei hinabführende Stufen betreten werden konnte, und einer halbrunden Apsis im Osten (Abb. 42,1). Abarbeitungen des Felsens im südlichen Bereich weisen auf eine rechteckige äußere Form. Aussparungen im Mauerwerk und in Balkenabdrücken ermöglichen die Erschließung von Stützenstandorten, aus denen die runde Innenkonstruktion als Ständerbau mit dazwischen eingeschobenen Schwellen zu rekonstruieren ist, während die Ständer des rechteckigen Außenbaus auf den Schwellen saßen. Die Verbindung der Stützen mit dem Fels durch Holzdübel ist an zwei Stellen belegt. Die Rundung dürfte, wie aus den unterschiedlich starken Putzfragmenten abzulesen ist, erst durch den Putzauftrag erzeugt worden sein. Die schräg und horizontal verlaufenden Holzabdrücke auf den Putzfragmenten lassen darauf schließen, dass es sich um einen Ständerbau auf Schwellbalken handelt, dessen Zwischenräume mit in Nuten eingelassenen Bohlen gefüllt waren (Abb. 42,2).

Die Stärke der Fußbodenkonstruktion, also von Unterzuggbalken und Fußbodenbretterung, betrug zwischen 16 und 20 cm. Das Dach muss, zu schließen aus einer größeren Anzahl von Hohlziegeln aus dem Verfüllschutt des Rundbaus, ziegelgedeckt gewesen sein.

Die innen umlaufende, max. 0,28 m hoch erhaltene Wandfläche trug noch großflächig Spuren des Sicht- bzw. Unterputzes. Die Fassung des Innenraums lässt sich aus den Putzfragmenten nur eingeschränkt rekonstruieren. Demnach war der unterste Bereich grün mit weißem Horizontalstreifen gefasst. Gesimsstücke aus dem oberen Wand- und Deckenbereich zeigen, dass auch der obere Bereich einen grünen Farbauftrag trug. Getrennt wurden die verschiedenen Farbflächen durch horizontale Streifen in Rot- und Rosatönen. Reste einer floralen Malerei sind nicht zuzuordnen. Die Ausmalung bestand demnach aus Farbflächen ohne großflächige florale oder figürliche Bemalung, die durch horizontale Streifen getrennt waren.

Der Nürnberger Bau stand nicht frei, sondern innerhalb des unteren Palassaales und war nicht durchgehend rund, sondern wies eine rechteckige Außenschale auf. Als Baumaterial fand im Aufgehenden nur Holz Verwendung. Es handelt sich

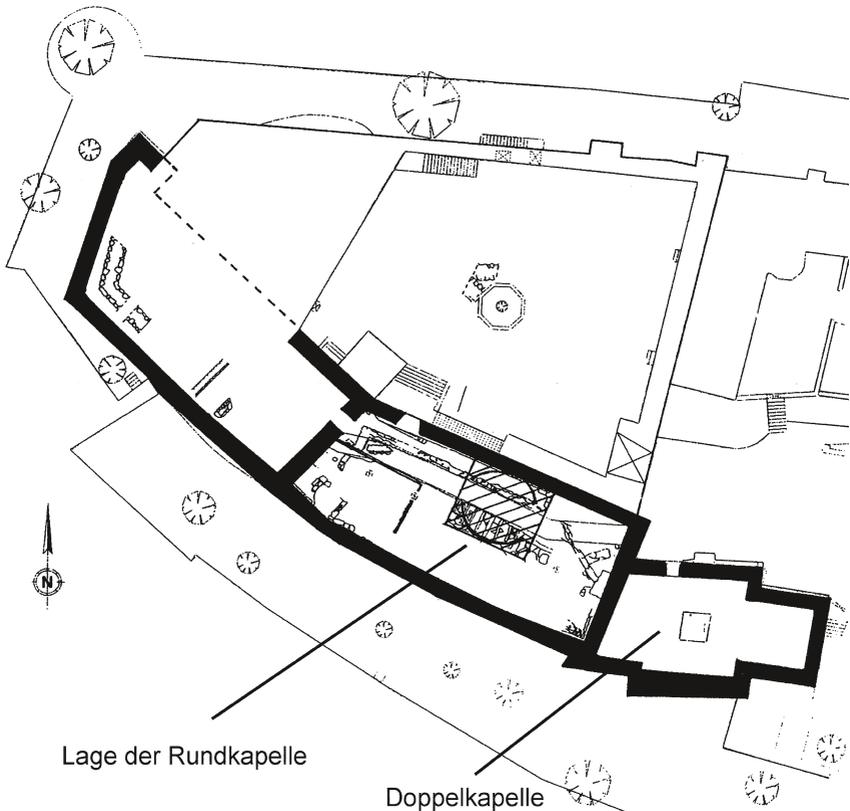


Abb. 41: Nürnberger Burg. Zweiteiliger Palas mit eingebauter Rundkapelle und westlich ansetzender Doppelkapelle; Grundrissrekonstruktion der Bauphase IV (1200–1220/1226) (nach Friedel 2007, 64).

deshalb um ein als Palastkapelle anzusprechendes Bauwerk, das in direkter Nähe der bereits bestehenden oder im Bau befindlichen Doppelkapelle errichtet wurde. Kapelleneinbauten innerhalb des Palas sind aus anderen stauferzeitlichen Pfalzen belegt. Es handelt sich um Kapellen, die zusätzlich zu eigenständigen Pfalzkapellen errichtet wurden und evtl. zur Aufbewahrung der Reichskleinodien dienten.

Der Nürnberger Palastkapelle war keine allzu lange Lebensdauer beschieden, denn ihr Abbruch muss bereits im Zuge der Umbauten der Bauphase Va gegen Ende des 13. Jahrhunderts vorgenommen worden sein.

Zeitstellung: 13. Jahrhundert

Lit.: Friedel 1992; 2007.

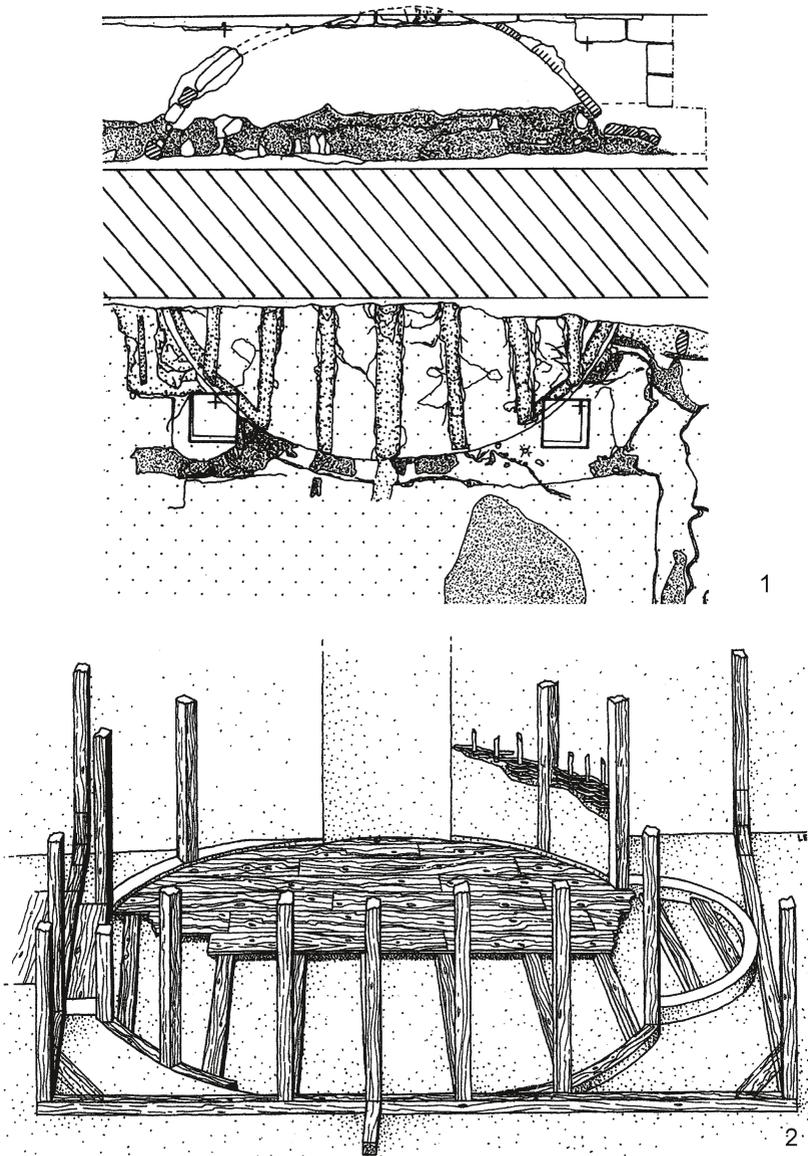


Abb. 42: Nürnberger Burg. 1 Grundriss der Rundkapelle der Bauphase IVb, gestört durch einen Heizkanal. Links schließt sich ein rechteckiger Vorbau an, rechts ist oberhalb des Heizkanals ein Apsisansatz erhalten (nach Friedel 2007, 60); 2 Darstellungsversuch der Holzböhlenkonstruktion (nach Friedel 2007, 61).

St. Lorenz

Die zusammen mit St. Sebald das Nürnberger Stadtbild dominierende Lorenzkirche begegnet heute in den Formen der frühen Gotik und wird zweifellos dominiert vom spätgotischen Hallenchor. Die ersten mit diesem Platz in Verbindung stehenden urkundlichen Erwähnungen einer damals noch von der Fürther Pfarrkirche abhängigen Laurentiuskapelle datieren in die Jahre 1235 und 1258. Eine Handschrift von 1353 bezeugt außerdem, dass die Laurentiuskapelle einst nach dem Heiligen Grab benannt wurde, und das 1312 noch gebrauchte Siegel dieser Kirche die Umschrift *Sigillum Ecclesiae parochialis Sancti Sepulchri* trug. Über die Zeitstellung einer Heiliggrab-Kapelle bestanden nur Vermutungen für das beginnende 11. und das 12. Jahrhundert, die aber jeder Grundlage entbehren.

Von der Existenz eines oder vielleicht zweier Vorgängerbauten zeugen auch die in den östlichen Jochen der nördlichen und südlichen Hochschiffwand innerhalb der Seitenschiffdachräume verbauten Spolien romanischer Quader und Bauplastik.

Bis zum Jahr 1929 gab es keinerlei Vorstellungen zum Baubestand an jenem Platz, auf dem im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts mit der Errichtung des heute noch stehenden Langhauses samt Doppelturmfassade begonnen wurde. Dies änderte sich erst, als in Verbindung mit Bodeneingriffen für den Einbau einer elektrischen Heizung archäologische Beobachtungen und Untersuchungen möglich wurden, die Otto Schulz, der damalige Baumeister, der Lorenzkirche durchführte.

So wichtig diese Aktivitäten auch waren, so unbefriedigend blieb deren Ergebnis. Dies ist aber Otto Schulz nicht anzulasten, sondern muss aus der damaligen Situation gesehen werden. Die größten Interpretationsprobleme sind auf die zu geringen geöffneten Flächen – es handelte sich vorwiegend um Leitungsgräben in den Gängen – zurückzuführen, in denen nur fragmentarische Befunde erfasst und darüber hinaus nur kleine zusammenhängende Flächen freigelegt werden konnten. Abgesehen davon entstanden aus den angetroffenen Befunden Rekonstruktionen, die kaum der Realität entsprechen konnten und in der Beweisführung nur schwer verständlich sind. Auch eine umfassende zeitnahe Bearbeitung, die wahrscheinlich zu besseren Erkenntnissen geführt hätte, ließ sich nicht realisieren und wurde erst etwa 50 Jahre später nachgeholt (Schulz/Stolz 1977). Dafür wurden in mehreren Fußnoten problematische bzw. falsche Einschätzungen relativiert oder neu interpretiert.

Während im Westteil der Kirche offensichtlich keine Überreste von Vorgängerbauten nachzuweisen waren, konnten im Ostteil des basilikalischen Langhauses sowie im Chorraum mehrere Fundamentreste beobachtet, freigelegt und dokumentiert werden.

Als einziger gesicherter Hinweis auf eine romanische Kirche/Kapelle hat die im östlichen Joch des nördlichen Seitenschiffs angetroffene Apsis mit geringfügig hufeisenförmiger Ausprägung zu gelten, deren Breite annähernd der des heutigen Seitenschiffs entspricht. Dort wurde das Sockel- und Mauerwerk einer Apsis mit nach Westen anschließenden Mauerzungen und Pfeilerverbreiterungen freigelegt. Aus den wenigen Befunden wurde eine gedrungene dreischiffige Basilika mit

apsidial schließenden Chorräumen und westlichen Anbauten rekonstruiert, die sich über fünf Joche der stehenden Kirche erstreckt haben soll, eine heute nicht mehr haltbare Interpretation (Schulz/Stolz 1977, 224 mit Anm. 11). Allerdings ist nicht daran zu zweifeln, dass sich die heutige Nordmauer an diesem kleinen Vorgängerbau orientiert. Bei dieser Kapelle könnte es sich um die zur Mitte des 13. Jahrhunderts genannte, aufgrund der im Obergaden verbauten Werksteine in das frühe 13. Jahrhundert zu datierende (Fehring/Ress 1961, 68) Laurentiuskapelle handeln.

Innerhalb des Hauptschiffs kam ein 4,40 x 6,40 m messendes rechteckiges Fundament zutage, das vermutlich von einem kleinen Kapellenbau stammt, der nicht weiter freigelegt werden konnte.

Die Berücksichtigung von St. Lorenz in diesem Katalog ist bedingt durch die Entdeckung eines teilweise erhaltenen polygonalen Grundrisses am östlichen Ende des südlichen Seitenschiffs, die wiederum zu Irritationen bei dessen Interpretation führte, und zwar hinsichtlich seiner Rekonstruktion, Funktion und Zeitstellung. Freigelegt wurden vier schräg zueinander verlaufende Fundamente eines in seiner Grundform achteckigen Bauwerks. Die beiden schrägen Wände lagen im Osten unterhalb des Scheidbogens, der Seitenschiff und Chor voneinander trennt, zwei weitere in der südlich gelegenen Rochuskapelle. Im Norden und Westen fehlen Hinweise auf entsprechende Fundamente, sodass die Gesamtkonstruktion des Grundrisses unklar bleibt.

An den Treffpunkten der schrägen Mauern befanden sich mehrere vollständig erhaltene romanische Sockelsteine mit ihrer alten Profilierung. Drei dieser Sockelsteine bildeten an der Chorecke und an der Seitenschiffwand die Basis für die heute dort vorhandenen gotischen Profile. „Da die vorgefundenen profilierten Bauteile dieser Grabungsstelle mit einem ebensolchen Stein bei der Freilegung der alten Chorumfassung [es handelt sich die Fundamente des frühgotischen, in der Untersuchung des Jahres 1929 entdeckten Hauptchors mit 5/8-Schluss] identisch sind, kann keine Rede davon sein, daß die Mauerreste im südlichen Seitenschiff einem gesonderten romanischen Baukörper zuzuordnen sind. Die Tatsache, dass nur die südliche und die östliche Abschlusswand ergraben wurden und daß 3 Ecken des ‚halben Oktogons‘ identisch sind mit denen des letzten Seitenschiffjochs, lässt eindeutig den Schluss zu, dass es sich hier um die Reste des ursprünglichen Ostabschlusses des Seitenschiffs durch eine Nebenchorkapelle handelt. Ein Beweis hierfür ist auch darin zu sehen, daß der Schlußstein des östlichen Seitenschiffjoches bis zur Zerstörung im 2. Weltkrieg neben den sich kreuzenden Rippen des Normaljoches weitere Rippenansätze nach Süden und Osten zu einem einst der Oktogonhälfte zugehörigen Gewölbe aufwies, während nach Norden und Westen statt der Rippenansätze Kopfmassen angebracht waren. Das entsprechende Gegenstück dazu ist noch heute im östlichen Joch des nördlichen Seitenschiffes vorhanden. Auch der beiderseits der Seitenschiffkapelle erhaltene, im Sinne der Oktogonseiten abgeschrägte Wandansatz macht die Zusammengehörigkeit des ergrabenen mit dem bestehenden Mauerwerk deutlich“ (Schulz/Stolz 1977, 229 Anm. 15; Fehring/Ress 1961, 72).

Die Zeitstellung dieses polygonalen Bauwerks, an das sich nach Westen ein rechteckiger Längsbau angeschlossen haben soll, dürfte in Verbindung mit dem 1391 begonnenen Neubau der Seitenschiffwände zu klären sein. Damals wurden die Seitenschiffwände nach außen versetzt, um Seitenschiffkapellen einrichten zu können. Das hier interessierende „halbe Oktogon“ ragt mit seiner südlichen Spitze in den Fundamentbereich der ursprünglichen Außenwand, weshalb seine Erbauung erst nach Verlegung der älteren Außenwand möglich war.

Ungeklärt bleibt, welches der beiden archäologisch nachgewiesenen Bauwerke – die apsidial geschlossene Kirche/Kapelle im nördlichen Seitenschiff oder das oktagonale Bauwerk im südlichen Seitenschiff – mit der überlieferten Hl. Grabkapelle in Verbindung zu bringen ist. Verlockender scheint hier der romanische Apsidenbau, doch könnte auch die in das südliche Seitenschiff eingebaute oktagonale Kapelle dafür in Frage kommen. Eine allein aus dem Schlussstein abgeleitete zweite oktagonale Kapelle im nördlichen Seitenschiff kann kaum der Realität entsprechen.

Das Oktogon ist aller Wahrscheinlichkeit nach als gotischer Kapelleneinbau zu verstehen. Da es sich um keinen selbstständigen Bau handelt, vor allem aber zeitlich weit außerhalb des hier interessierenden Zeitraums liegt, kann er nicht in die hier zusammengestellte Liste aufgenommen werden.

Zeitstellung: um 1400

Lit.: Dalman 1922, 73; Fehring/Ress 1961/1977, 68; 72; Schulz/Stolz 1977, 229–235; Kirchberger 1999.

Osterhofen, Lkr. Deggendorf, Niederbayern

Der von Gross angesprochene Karner beim ehemaligen Kloster Osterhofen (heute Altenmarkt) ist aufgrund der schwachen Quellenlage – es stehen lediglich zwei Schriftquellen zur Verfügung – nur schwer zu beurteilen. Möglicherweise wurde Gross durch die knappe Nennung eines Karners im Kunstdenkmälerband (Mader/Ritz 1926, 101) auf dieses heute nicht mehr existente Bauwerk aufmerksam. Anscheinend stützen sich die Autoren des KD allein auf die Arbeit von Sittersberger (1884, 228), die zwar hilfreich, aber mangels Zitaten nur schwer nutzbar ist. Außerdem sind seine Äußerungen zur Klostergründung in der Agilolfingerzeit sowie dessen Zerstörung durch die Ungarn (Sittersberger 1884, 1–11) grundsätzlich abzulehnen. Zum Glück steht heute die moderne Bearbeitung der Urkunden und des ältesten Urbars durch Johann Gruber zur Verfügung (Gruber 1985), darüber hinaus auch eine separat publizierte Zusammenstellung u.a. der Kirchen des ehemaligen Stifts Osterhofen im Mittelalter (Gruber 1991), die durchaus auch Übereinstimmungen mit Darstellungen Sittersbergers aufzeigt.

Hinsichtlich der Osterhofener Sakralbauten ist grundsätzlich festzustellen, dass neben der Stiftskirche – wie bei allen Klöstern üblich – eine Pfarrkirche stand. Da sich Kreuzgang und Konventbauten südlich der Stiftskirche befanden, blieb nur der Bereich nördlich und westlich davon übrig. Keine der älteren Darstellungen des Klosters zeigen die Pfarrkirche, denn die Perspektiven sind von Südwesten

bis Südosten ausgerichtet. Da westlich der Stiftskirche weder ein Friedhof noch eine weitere Kirche dargestellt sind, darf am Standort der Pfarrkirche nördlich der Stiftskirche im Bereich des Friedhofs nicht gezweifelt werden. Die dem Hl. Georg geweihte Pfarrkirche wurde im Zuge der Klosterauflösung 1784 abgebrochen (vgl. die Zusammenstellung der Quellen bei Gruber 1991, 87).

Im Kunstdenkmälerband (Mader/Ritz 1926, 101) wird ohne Nachweis ein zweigeschossiger, 1298 erbauter Karner genannt. Eine von Ritter Friedrich Saxo (Sachs), Prokurator des Bischofs von Bamberg, veranlasste Baumaßnahme dieses Jahres ist quellenmäßig belegt (Gruber 1985, 152–153 Nr. 9), ebenso die Verbesserung deren Dotierung im Jahr 1337 (Gruber 1985, 133–134 Nr. 136). Der Stifter ließ sich dort auch bestatten (Sittersberger 1884, 229). Allerdings wurde die Saxo-Stiftung des Jahres 1298 sowohl im Kunstdenkmälerband als auch von Gross direkt mit dem Karner in Verbindung gebracht. In der Quelle wird jedoch von der Errichtung einer Matthäuskapelle (kurz darauf umgewidmet in eine Jakobskapelle) in *caruario* berichtet [*construxit capellam sancti Iacobi (in caruario)*], und sowohl von Gruber (1991, 87) als auch von Sittersberger (1884, 228) als „beim Beinhaus“ interpretiert. Das würde bedeuten, dass die von Saxo gestiftete Kapelle neben einem bereits existierenden Karner gestanden hätte und als Eigenkapelle oder Memorialbau zu gelten habe. Das hätte zur Folge, dass sich nördlich der Stiftskirche insgesamt drei weitere Sakralbauten befunden hätten, nämlich die Pfarrkirche, der Karner und eben die Kapelle von Saxo. Der Platz für den dortigen Friedhof, dessen Fläche ohnehin nicht gerade groß ist, wäre dann sehr eingeschränkt gewesen. Zu bedenken ist aber eine mögliche andere Interpretation von *in caruario*, nämlich den Neubau eines Obergeschosses auf einem bestehenden, eingetieften Karner, woraus eine Doppelkapelle mit dem Jakobspatrosinium für die Oberkapelle entstanden wäre (Gross 1952, 53).

Dass es sich bei dem Karner um einen zweigeschossigen Zentralbau mit Apsis gehandelt habe, wie von Gross (1952, 53) im Vergleich mit anderen spätromanisch/frühgotischen Karnern interpretiert, liegt im Bereich des Möglichen. Dabei ist es unerheblich, ob es sich um einen runden oder polygonalen Grundriss handelte. Allerdings gehen die Interpretationsversuche zu weit, denn aus der kümmerlichen Quellenlage lassen sich keine weiter reichenden Schlüsse zur Bauform ziehen, denn ein Karner muss nicht zwangsläufig als Zentralbau ausgebildet gewesen sein.

Aufgrund der unklaren Situation hinsichtlich seiner Bauform muss der Karner von Osterhofen-Altenmarkt aus der für Bayern zusammengestellten Liste der Zentralbauten ausgeschieden werden.

Lit.: Sittersberger 1884, 228; Mader/Ritz 1926, 101; Gross 1952, 53–54; Gruber 1985, 133–134 Nr. 136.

Perschen, Stadt Nabburg, Lkr. Schwandorf, Oberpfalz

Auf einer Erhebung über dem Ostufer der Naab liegt ein bemerkenswertes, aus spätromanischer Basilika, Karner und ehemaligem Pfarrhof bestehendes geschlossenes bauliches Ensemble. Der südöstlich der Basilika gelegene, aus sorg-

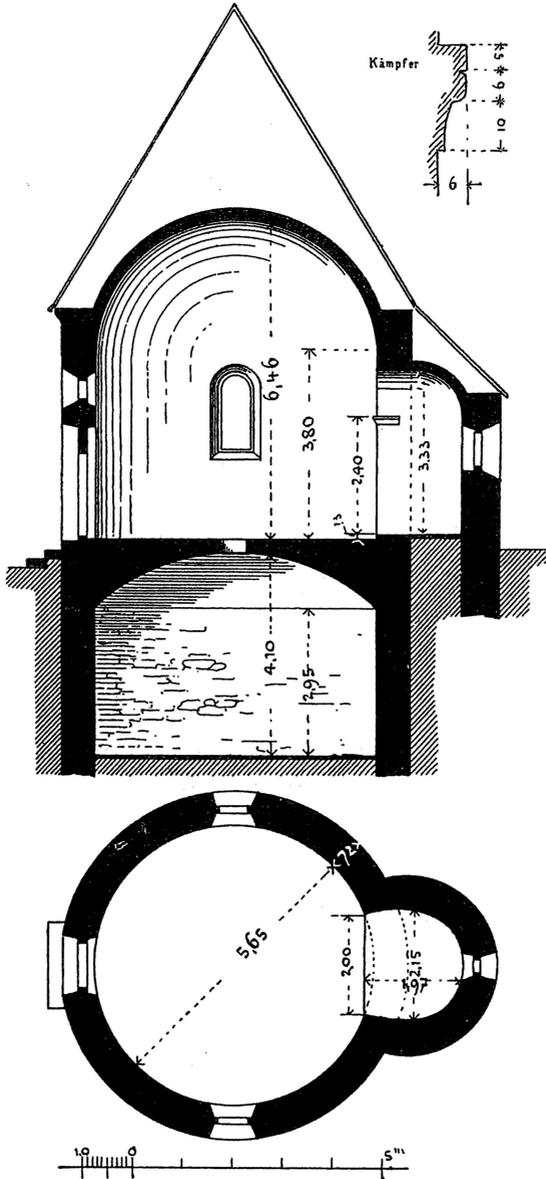


Abb. 43: Perschen, Stadt Nabburg, Lkr. Schwandorf. Grund- und Aufriss des Karners (nach Hoffmann/Mader 1910, 73 Abb. 56).

fältig geschichtetem Bruchsteinmauerwerk errichtete zweigeschossige zylindrische Karner mit leicht hufeisenförmiger Apsis im Obergeschoss weist eine lichte Weite von 5,65 und eine Wandstärke von 0,72 m auf. Das steile Kegeldach sitzt auf einem umlaufenden abgefasten Traufgesims (Abb. 43). Beide Geschosse sind von sehr unterschiedlich ausgeführten Wölbungen überdeckt: im Untergeschoss flach gedrückt, im Obergeschoss – der wahrscheinlichen Michaelskapelle – dagegen als halbkugelige Kuppel ausgeführt. Auch die Raumhöhen weichen erheblich voneinander ab. Während das als Aufbewahrungsort für die aus dem benachbarten Friedhof stammenden Gebeine dienende Untergeschoss eine Raumhöhe von lediglich 4,10 m aufweist, besitzt das Obergeschoss eine Höhe von 6,46 m. Die überwölbte Apsis weist am Chorbogen eine Breite von 2,00 m auf, ihre Tiefe ist in etwa identisch. Am Chorbogen befinden sich profilierte Kämpfer aus Platte, Wulst und Kehle. Gegenüber der Apsis liegt im Westen ein schlichter, einmal gestufter rundbogiger Eingang mit glattem Tympanon, und in den Achsen des Rundbaues im Norden und Süden sind kleine rundbogige Fenster angeordnet. In der Apsis und über dem Eingang befindet sich je ein Rundfenster.

Oberhalb des auf der Nordwestseite gelegenen Eingangs zum Untergeschoss befindet sich die Konsole einer Lichtnische. Im Fußboden des Obergeschosses ist eine kleine runde Öffnung in der Mitte des Raumes, die das darunter liegende Gewölbe durchdringt und durch einen Stein verschlossen ist.

Das gesamte Innere des Obergeschosses weist auf Kuppel und Umfassungswänden um 1850 entdeckte Malereien auf. Es handelt sich um den geschlossensten Bestand romanischer Wandmalereien außerhalb von Regensburg, der hier nicht näher beschrieben werden kann (vgl. Dehio 1991; Strobel/Weis 1994).

Zeitstellung: 2. Hälfte 12. Jahrhundert

Lit.: Hofmann/Mader 1910, 73; Gross 1953, 58 Anm. 155; Jacob 1982, 184–185; Zilkens 1983, 27–28; 215–216; Dehio 1991, 381–382; Strobel/Weis 1994, 163–166.

Regensburg, Oberpfalz

St. Emmeram

In einem durch Max Piendl publizierten Plan der Gesamtanlage des Klosters St. Emmeram (Piendl 1962, Planbeilage) ist westlich gegenüber der 1892 abgebrochenen Michaelskapelle und auf Höhe des nördlichen Endes der erhalten gebliebenen Westwand der ehemaligen Vorhalle (hinter der Portalwand) ein kreisrundes Fundament von ca. 6,80 m innerem Durchmesser eingetragen. Dieser Rundbau befand sich an einer Stelle, an der ursprünglich zwei Häuser des Klosters lagen, die im Mittelalter wohl Hospital waren, bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts als Schule dienten und schließlich *Beamtenwohnungen* aufnahmen. Zu erschließen ist dieser Rundbau durch Pläne des frühen 19. Jahrhunderts, die 1960 aus der graphischen Sammlung des Stadtmuseums entliehen worden waren aber dort nicht mehr vorhanden sind (Lorenz 1984, 23 Anm. 10). Piendl deutete diesen

Bau als Rest der um 1120/30 geweihten Oswaldkapelle, vor der sich ein Friedhof für die im Hospital Verstorbenen erstreckte.

Im Frühsommer 1982 ergab sich die Gelegenheit, während der Arbeiten für eine Drainage entlang der Westmauer der ehemaligen Vorhalle zwei Sondagen bis in eine Tiefe von ca. 2,50 m, bezogen auf den Lauffhorizont, anzulegen. Dabei kam unter dem Aveningrabstein der östliche Teil einer Apsis zum Vorschein (Lorenz 1984, 202 Abb. 12), die zweifellos zu dem Rundbau gehörte (Abb. 44). Diese Apsis zieht unter der Vorhallenmauer hindurch, ihr Anschluss an den Zentralbau ist aber vorerst nicht bekannt und könnte nur mit archäologischen Mitteln geklärt werden.

Die Untersuchungsergebnisse von Günter Lorenz fanden Berücksichtigung in seiner Arbeit von 1984, die den Rotunden-Grundriss zusammen mit der 1982 entdeckten Apsis darstellt (Lorenz 1984, 199 Abb. 7). Achim Hubel greift dagegen auf den Piendl-Plan zurück, der keine Apsis zeigen konnte (Hubel 1996, 134 Abb. 15).

Zeitstellung: 1120/30

Lit.: Piendl 1962, 121; Lorenz 1984, 23; 31; 113; Hubel 1996; frdl. Hinweise F. Fuchs, A. Hubel und T. Mittelstraß.

Katharinenspital

Im nördlich der Donau gelegenen Stadtteil Stadtamhof befindet sich ein 1212 gegründetes, vom ursprünglichen Standort beim Dom dorthin verlegtes Spital, das ursprünglich unter der Bezeichnung St. Johannes, später als Katharinenspital erscheint und Pilgern, Kreuzfahrern und Armen diente. Das großzügig ausgebaute, für 100 Personen vorgesehene Spital erhielt eine Katharinenkirche mit sechs Altären, von der nach Bränden und Umbauten wenig erhalten blieb. Aus der Frühzeit des Spitals erhielt sich aber die etwas abseits gelegene heutige Katharinenkapelle, eine ursprünglich St. Michael geweihte Friedhofskapelle. Das Patrozinium erhielt die Kapelle erst nach der Brandzerstörung der ursprünglichen Spitalkirche. Trotz durchgreifender Veränderungen des 19. Jahrhunderts handelt es sich um eine interessante hochmittelalterliche Anlage, die Zentral- und Longitudinalbau verbindet.

Die um 1220/30 errichtete Kapelle wurde als polygonaler Zentralbau gestaltet, in der Folgezeit vorgenommene bauliche Umgestaltungen und Anbauten veränderten den Zentralcharakter aber entscheidend (Abb. 45). Der Grundriss zeigt ein regelmäßiges Sechseck von 8,87 m lichter Weite zwischen den gegenüber liegenden Seiten bei einer Seitenlänge von durchschnittlich 4,60 m. Die östliche Seite öffnet sich zu einem 1860 neu errichteten Chor mit 3/8-Schluss, der anscheinend dieselbe Form und Größe eines 1489 errichteten Chores aufweist. Über die Form – rechteckig oder apsidal – eines zu erwartenden ursprünglichen Altarraums, von dem sich Kapelle im Regensburger Museum befinden, ist nichts bekannt.

Im Westen schließt sich an den ursprünglichen Zentralbau ein 1287 errichtetes zweijochiges Langhaus an, das als die überlieferte Allerheiligenkapelle anzusehen ist. Sie zeigt schlusssteinloses Kreuzrippengewölbe, das auf Spitzkonsolen auslief und im Westjoch eine unterwölbte Empore besaß.

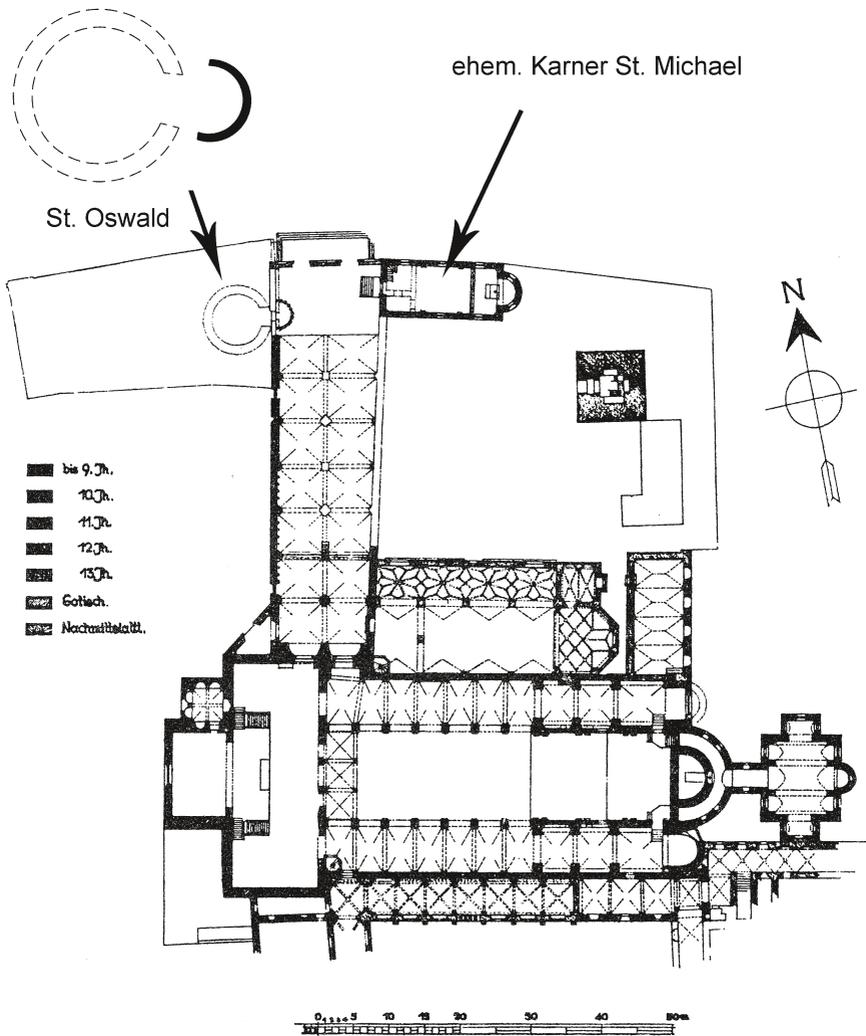


Abb. 44: Regensburg, St. Emmeram. Lage der Oswaldkapelle im Bereich der Klosteranlage (nach Lorenz 1984, 199 Abb. 7).

Die jüngsten Bauteile befinden sich an der Nordseite des Langhauses und des ursprünglichen Zentralbaus. Sie wurden nach einer kurzen Zeit der Profanierung errichtet und 1623 zusammen mit dem gesamten Bau neu geweiht. Es handelt sich um einen kleinen oktogonalen Zentralbau, die Josefskapelle, und um eine rechteckige Sakristei.

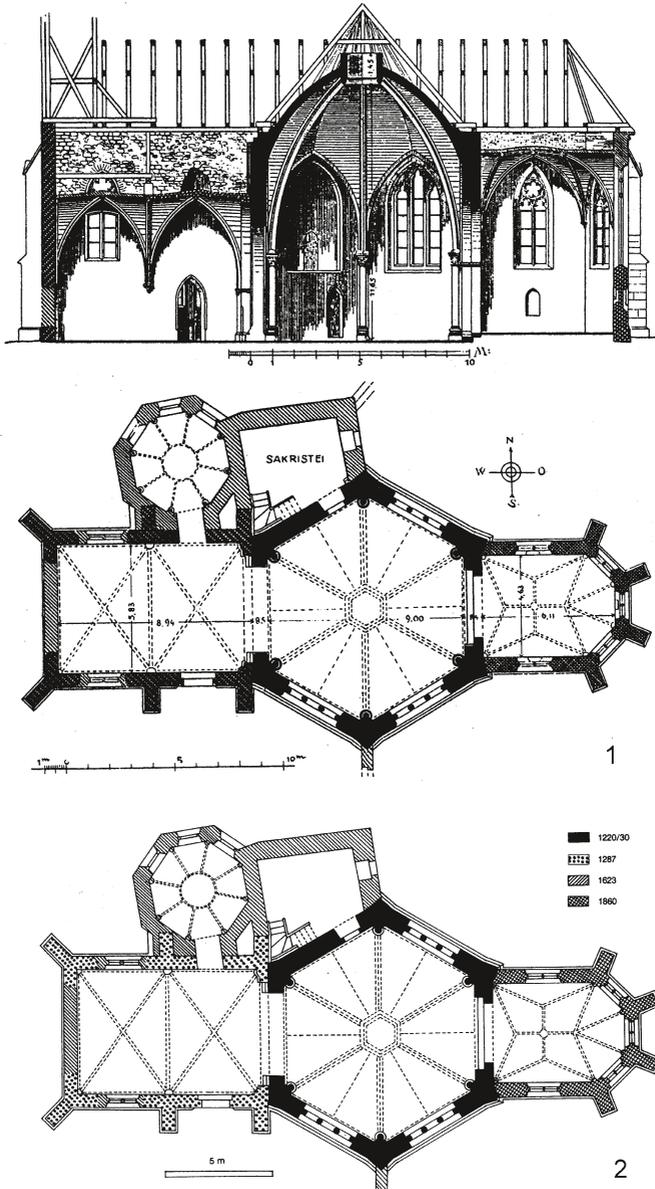


Abb. 45: Regensburg, Katharinenspital. 1 Grundriss und Längsschnitt (nach Mader 1933, 134 Abb. 100); 2 Grundriss mit Eintrag der Bauzeiten (nach Strobel/Weis 1994, 130).

Die sechseckige Kapelle des hohen Mittelalters – die einzige in ganz Bayern – bildet einen gewölbten Raum von 11,65 m lichter Höhe. Ihre wenig geschärften Wulstribben bilden ein Faltengewölbe aus, das anstelle des Schlusssteins in einem Sechseck geöffnet ist. In seine Ecken sind fast vollrunde Dienste eingestellt, deren reich skulptierte Topfkapitelle erfinderisch krauses Blattwerk besitzen und die stilistische Parallelen im Bischofsgang des Magdeburger Domes aufweisen.

Zeitstellung: 1220/30 u. 1287 (Langhaus)

Lit.: Busch 1932, 101–106; Mader 1933, 136–138; Gross 1952, 61–67; Strobel/Weis 1994, 129–132; Dehio 1991, 522–523.

St. Margaretha

Die am nördlichen Brückenkopf der Steinernen Brücke gelegene sechseckige Katharinenkapelle hatte am südlichen Brücken-Widerlager mit der achteckigen Margarethenkapelle ein Gegenstück. Ihre erstmalige Erwähnung stammt von 1357, doch bestand sie mit großer Wahrscheinlichkeit bereits im Jahr 1221.

Geraume Zeit schienen die Quellen zur baulichen Gestalt und Lage der Kapelle sehr dürftig, doch unter Einbeziehung einiger historischer Abbildungen lässt sich ein aussagekräftiges Bild erschließen.

Die kirchliche Nutzung der Margarethenkapelle reichte bis 1555. Ein öfter genannter Abbruch der Kapelle bereits im Jahr 1429 mit anschließendem Wiederaufbau ist historisch nicht nachweisbar und fußt auf einem Schreibfehler. Tatsächlich abgebrochen wurde die seit 1555 profanierte und umgestaltete ehemalige Kapelle erst 1829, um die Neuerrichtung eines Zollhauses zu ermöglichen. Damals hielt der städtische Bauaufseher Ammler wichtige Beobachtungen fest, die im Jahr 1830 durch den Chronisten Gumpelzhaimer publiziert wurden. Er stellte *Überreste einer achteckigen Capelle, in welcher auf der Wand polirte Fresco Gemälde von Heiligen noch gut erhalten sich befunden fest. Der Kapellenstandort soll sich bei dem hiesigen Ausgang auf die Brücke befunden haben, was für die Stelle unmittelbar westlich des Brückenturms spricht, wo sich heute die seit 1903 verbreiterte Brückenauffahrt befindet.*

Im Falle dieser – sehr wahrscheinlichen – Lokalisierung der Margarethenkapelle unmittelbar neben dem Brückturm (Abb. 46) muss von einer Gründung dieses Bauwerks auf demselben Beschacht ausgegangen werden, das auch den (später erbauten) Turm trägt. Überhaupt ist hier die Besonderheit der Höhenlage der Kapelle zu bedenken, die mindestens ein Untergeschoss benötigte, um vom Niveau des Beschachts bis zur Fahrbahn der Brücke hinaufzureichen. Es ist nämlich davon auszugehen, dass der Hauptzugang zur Margarethenkapelle von der Brücke heranzuführte, wie auch aus zeitgenössischen Schriftstücken von 1357 und 1369 abzuleiten ist.

Bemerkenswert ist ferner die Tatsache, dass die Kapelle um ein gutes Stück – wohl mindestens um zwei Geschosse – das Niveau der Brückenfahrbahn überragt haben dürfte, wie aus mehreren historischen Bildquellen, deren älteste wahrscheinlich dem 17. Jahrhundert entstammt, abzuleiten ist. Besonders eindrucksvoll

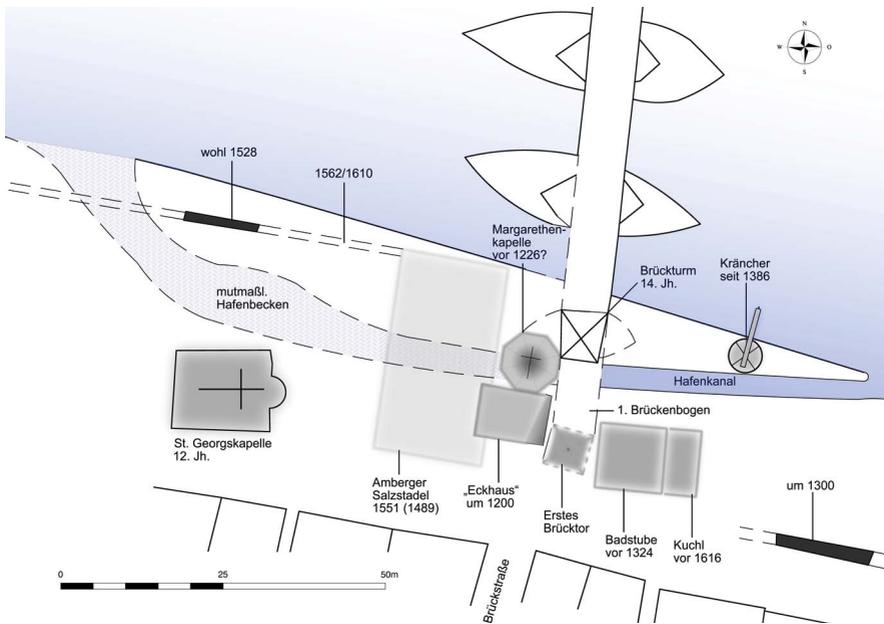


Abb. 46: Regensburg, Margarethenkapelle. Lage der Kapelle im baulichen Umfeld des südlichen Brückenkopfes der Steinernen Brücke (nach Dallmeier/Hensch 2011,

zeichnet Hans Georg Bahre im Jahr 1630 die bereits zitierte Ansicht des südlichen Brückenkopfes mit Beschriftung des *Schuldt-Thurns*, der nichts anderes als das bauliche Relikt der 1555 umgestalteten und profanierten Margarethenkapelle darstellt. Auch in weiteren, etwas jüngeren Stadtansichten des 17. Jahrhunderts finden sich bauliche Details wie Rundbogenfenster und Zeltdach.

Zusammengefasst ergibt sich aus den überlieferten Betrachtungen das Bild einer durchaus bemerkenswerten Architektur der Margarethenkapelle, die ein prägendes Element am südlichen Brückenkopf gewesen sein muss, insbesondere in der Zeit vor der Errichtung des gotischen Brückturms und der massiven Salzstadelbauten des 16. und 17. Jahrhunderts.

Zeitstellung: vor 1221

Lit.: Dallmeier/Hensch 2010; 2011, 7–9.

Roding, Lkr. Cham, Oberpfalz

Die heutige Stadt Roding liegt im Regental, einem seit Jahrtausenden genutzten Durchgangsland von Regensburg nach Böhmen. Im Frühmittelalter stießen hier der erweiterte Nordgau und der Donaugau zusammen. Mit der Absetzung von Tassilo 788 war das Herzogsland um Cham zum Königsbesitz geworden, in dem sich in

Cham und Roding Königshöfe nachweisen lassen. Roding kommt in Urkunden Ludwigs des Deutschen (844) und Arnulfs von Kärnten (896) vor. Darüber hinaus werden eine Kirche und ein Stift genannt. Möglicherweise entstand die Ansiedlung um den im Bereich der Pfarrkirche vermuteten Königshof, und dort befindet sich auch ein zweigeschossiger Zentralbau.

Die zeitliche und funktionale Bewertung des Zentralbaus als romanische Karnerkapelle war seit der Veröffentlichung des von Hager erarbeiteten Kunstdenkmälerbandes im Jahr 1905 nicht mehr angezweifelt worden; es gab auch keinen Anlass dazu. Erst mit dem Abbruch der Pfarrkirche im Jahr 1958 und dem Bau einer Freitreppe neben der Westwand der Kapelle, Vorgänge die ohne Begleitung durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege stattfanden, änderte sich die Situation ganz beträchtlich. Ausgelöst wurde der Versuch einer Neubewertung durch die von Karl Schwarzfischer vorgenommenen Beobachtungen und Untersuchungen an dem Zentralbau, doch muss man – ohne dessen Leistung herabzuwürdigen – von der Tat eines Laien sprechen, dessen Fähigkeiten für die sicher problematische Befundung nicht ausreichten. Erst die Entdeckung der von Schwarzfischer als romanisch eingeordneten, aber erst aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammenden Fresken im Obergeschoss hatte 1950 und 1960 Renovierungsmaßnahmen durch das Landesamt für Denkmalpflege zur Folge. Die damalige Begeisterung an dem freiliegenden Bauwerk führte nicht nur zu einer Auseinandersetzung mit der Baugeschichte, sondern auch mit dessen Funktion, die von der durch Hager interpretierten Friedhofkapelle oder Karner weg zu einer (frühmittelalterlichen) Taufkapelle führte. Es ist hier nicht der Ort, die Argumentationen Schwarzfischers für seine Interpretationen erneut zu hinterfragen, denn sie wurden von Jacob (1982, 18–21) und Zilkens (1983, 23–27) vorgenommen, wobei den Einschätzungen Zilkens höheres Gewicht zuzubilligen ist.

In seinem 1990 erschienenen Aufsatz stellt Schwarzfischer noch einmal seine Beobachtungen und Interpretationen zusammen, allerdings ohne auf Jacob und Zilkens einzugehen, und unterstreicht dabei seine bisherigen Interpretationen zu Zeitstellung und Funktion.

Die letzte Äußerung zum Rodinger Bau stammt vom Bearbeiter des Dehio. Dort werden Patrozinium und ursprüngliche Bestimmung als Tauf- oder Karnerkapelle als ungeklärt gesehen und das 11. Jahrhundert für die Fertigstellung des Gesamtbaus als möglich erachtet, wobei auch eine Entstehung des Untergeschoss im 8. oder 9. Jahrhundert in Erwägung gezogen wird.

Der doppelgeschossige – heute dem Hl. Josef, früher St. Johannes Baptist geweihte – Rodinger Rundbau (Abb. 47) stand ursprünglich nur wenig abgesetzt nordöstlich des Chorschlusses der Pfarrkirche an einem steilen Geländeabfall. Das fensterlose Untergeschoss mit einem Innendurchmesser von 6,10 m und einer Mauerstärke von 1,30 m steht nur im Norden und Osten frei, während die beiden anderen Seiten in den Kirchenhügel hineingesetzt sind. Im Obergeschoss, das mit dem Untergeschoss durch eine kleine, schlitzartige Maueröffnung im Südostteil der Mauer verbunden ist, befindet sich eine östlich vorkragende, auf einer segment-

förmigen Konsole ruhende Erkerapsis, deren Kalotte im Innern auf abgeschrägten Konsolen aufliegt. Die ein kleines schlitzartiges Rundbogenfenster aufweisende Apsis wird vollständig vom Altar ausgefüllt. Im Westen befindet sich ein Rundfenster. Ansonsten wurden alle Fenster im Zuge der Barockisierung verändert. Der äußere Durchmesser des Obergeschosses ist um 10 cm größer als der des Untergeschosses. Wie das Untergeschoss so ist auch das Obergeschoss von einem barocken Gewölbe abgeschlossen.

Der gesamte Bau besteht aus Bruchsteinmauerwerk, die Apsis dagegen weist Quader auf. Der Eingang zum Obergeschoß aus Richtung Süden liegt nicht an der ursprünglichen Stelle. Auf dem Kegeldach befindet sich ein sechseckiges, barockes Türmchen mit Zwiebelhaube.

Schwarzfischer ging davon aus, dass es sich um einen zweiphasigen Bau handelt, der ursprünglich nur eingeschossig war und in der Frühromanik im Zuge der Errichtung einer Befestigung nach den Ungarneinfällen um ein Obergeschoss erweitert worden sei. Als Nachweis dienten unterschiedliche Mörtelkonsistenzen und eine – nicht überprüfbare – Baufuge zwischen Ober- und Untergeschoss. Bemerkenswert ist die Entdeckung einer angeblich ungarnezeitlichen Befestigung beim Abbruch eines Hauses unmittelbar östlich des Rundbaus. Die Kapelle soll älter sein als der „Ungarnwall“.

Jacob (1982) hält eine Entstehung des Untergeschosses bereits im 9. oder gar 8. Jahrhundert für möglich und nähert sich damit Schwarzfischers These an. Außerdem zieht er in Erwägung, dass das heutige Obergeschoss an Stelle eines älteren getreten sein könnte. Dennoch sieht Jacob keine klaren Beweise für die Bauzeit des Untergeschosses und dessen ursprüngliche Bestimmung. Für eine Friedhofkapelle spräche die Nähe zu dem erst 1826 aufgelassenen Friedhof und fehlende Anhaltspunkte für eine Taufkapelle im Untergeschoss.

Die glaubwürdigste Argumentation für die Funktion stammt von Zilkens (1983, 26): „Sollte man dennoch Schwarzfischers These vom Baptisterium zustimmen wollen, so stellt sich aus typologischer Sicht die Frage, wo es im 9. oder 10. Jahrhundert Baptisterien in Deutschland gibt und ob diese doppelgeschossig mit einer Erkerapsis versehen waren. Meines Wissens ist ein solches Bauwerk in der Architekturgegeschichte unbekannt. Dies scheint hinlänglich zu zeigen, dass es sich bei der Josefs-Kapelle in Roding um ein Bauwerk handelt, das als Karner-Kapelle angesprochen werden darf. Sowohl die Entstehungszeit dieser Kapelle, für die ich Mitte des 12. Jahrhunderts vorschlagen möchte, wie der Typus, die Lage zur Pfarrkirche und das [Johannes-] Patrozinium, das ihr ursprünglich anhaftete, lassen keinen anderen Schluss zu“.

Zeitstellung: Mitte 12. Jahrhundert

Lit.: Hager 1899, 163–164; 1905, 131–132; Gross 1952, 59 Anm. 155; Herrmann 1968; Jacob 1982, 18–21; Zilkens 1983, 23–27; 220–221; Schwarzfischer 1990; Dehio 1991, 643–644; Zuber 2002; Ernst 2003/I, 28–31; 2007.

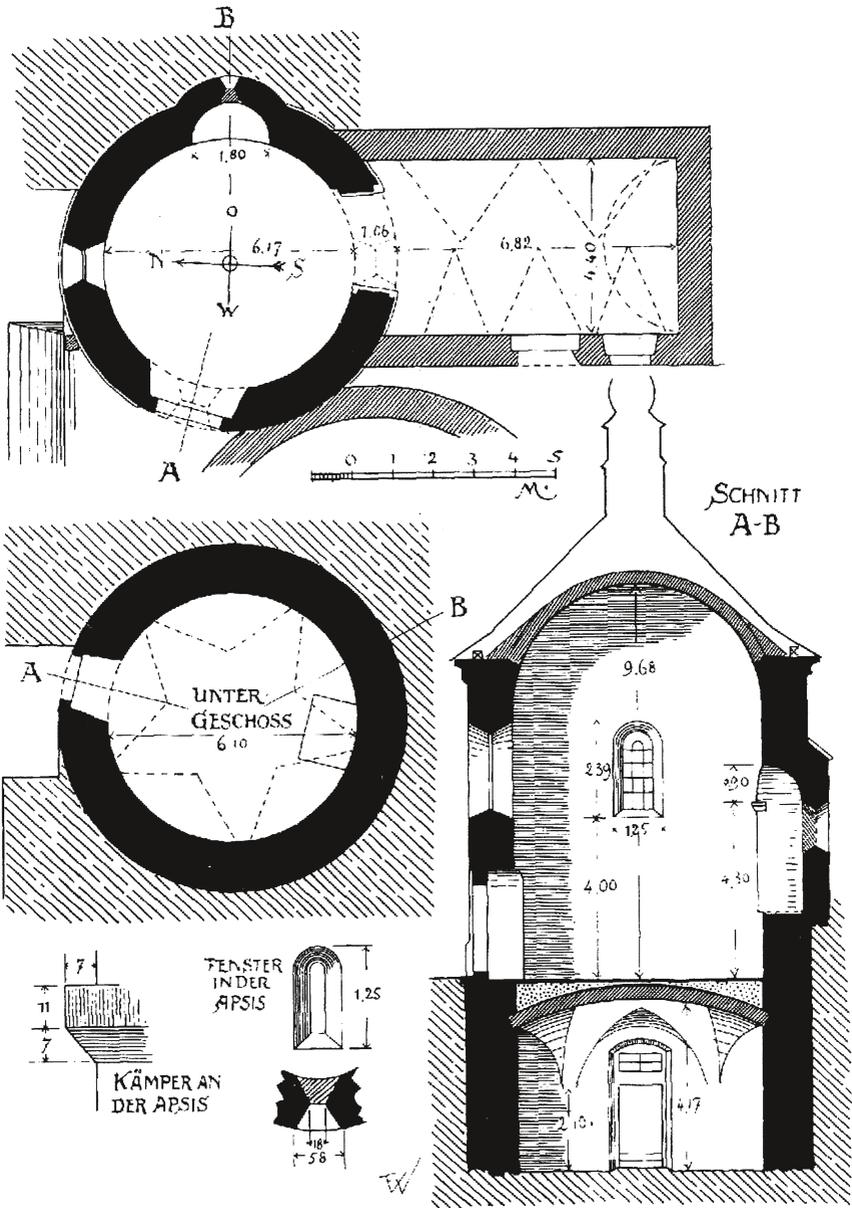


Abb. 47: Roding, Lkr. Cham. Grund- und Aufrisse der Josefskapelle (nach Hager 1905, 130 Abb. 110).

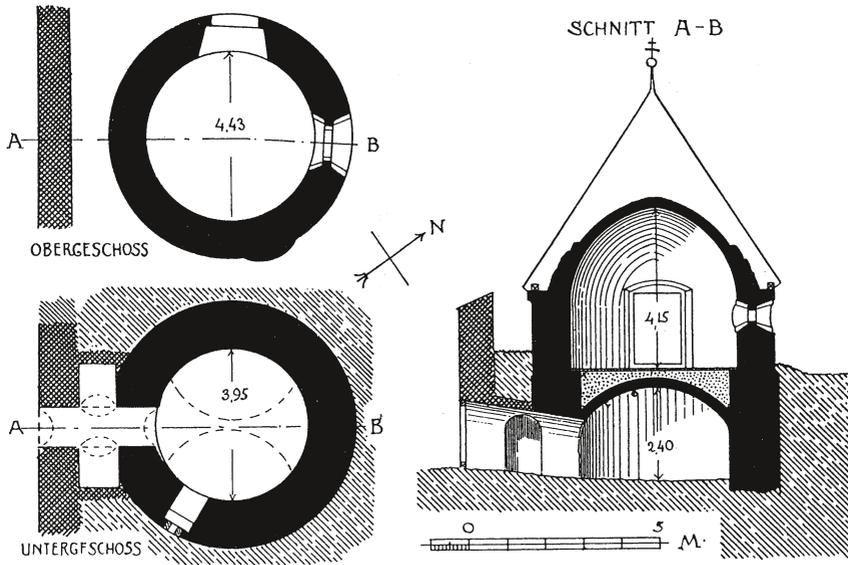


Abb. 48: Rottendorf, Gde. Schmidgaden, Lkr. Schwandorf. Grund- und Aufriss der Friedhofskapelle (nach Hoffmann/Mader 1910, 100 Abb. 71).

Rottendorf, Gde. Schmidgaden, Lkr. Schwandorf, Oberpfalz

Südwestlich der Pfarrkirche befindet sich ein doppelgeschossiger, als Karner anzusprechender Rundbau (Abb. 48). Das unterhalb des Friedhofsniveaus gelegene Untergeschoss von 2,40 m Höhe weist einen lichten Durchmesser von 3,95 m und eine Mauerstärke von 1,20 m auf. Es ist überwölbt von einer flachen Kuppel. Der Eingang zum Untergeschoss von Südsüdwesten ist in die Hangstützmauer der Friedhofbefestigung eingebrochen. Er führt als tonnengewölbter Gang in einen – später eingebauten – kreuzförmigen Vorraum. An der Südostseite befindet sich nahe des Eingangs eine heute verschlossene Maueröffnung von 80 cm Breite.

Das Obergeschoss mit einem inneren Durchmesser von 4,40 m und einer Höhe von 4,15 m weist einen nördlichen und westlichen Eingang auf. Zwischen den Eingängen befindet sich ein kleines Rundfenster. Nach Osten zeigt sich eine geringe Ausbuchtung, die möglicherweise im Innern eine Altarnische umzog. Der Raum wird von einer leicht spitz ausgebildeten Kuppel überwölbt. Um die ganze Rundung der mit einem Kegeldach versehenen Kapelle läuft unter dem Dachansatz ein rechtwinkliges Gesims.

Datierung: 12. Jahrhundert

Lit.: Hoffmann/Mader 1910, 101–102; Gross 1952, 59 Anm. 155; Zilkens 1983, 27; 222–223.

Steingaden, Lkr. Weilheim-Schongau, Oberbayern

Vor seinem Aufbruch in den 2. Kreuzzug gründete Herzog Welf VI. (1115–1191) im Jahr 1147 das Prämonstratenserklöster Steingaden, dessen Kirche trotz barocker Veränderungen noch heute von der Romanik dominiert ist. Westlich der Doppelturmfassade der ehemaligen Stiftskirche befindet sich, am Rand des Friedhofs, unmittelbar südlich des Durchganges im Torwärterhaus, die Johanneskapelle, ein qualitativvoller, aus Sandsteinquadern errichteter Rundbau von ca. 8,9 m Außendurchmesser (Abb. 49). Er weist im Innern vier um ein Quadrat gruppierte, deutlich ausgeprägte Kreissegmente auf, während ihre äußeren Gegenstücke sehr flach sind und den Bau fast kreisrund erscheinen lassen. An den Kanten der segmentförmigen Nischen setzen Säulen mit sehr steilen attischen Eckknollen und hohen Kapitellen an, zwei davon mit Blättern geschmückt, zwei andere als Hochrelief mit Stier- und Löwenkopf mit Nimbus: Die Symbole der Evangelisten Lukas und Markus. In Höhe der Kapitelle verläuft ein Gesims aus Platte, Rundstab und Kehle. An Stelle des ursprünglichen Gewölbes befindet sich heute ein spätgotisches mit einem Schlussstein mit Klosterwappen und der Jahreszahl 1511. Aus dieser Zeit stammt auch das große und breite Spitzbogenfenster gegen Osten.

Die Außenwand zeigt einen einfach gekehlten Sockel, Halbsäulen und Rundbogenfries, dessen einfach gekehlte Bögen auf kleinen, ebenfalls gekehlten und zugespitzten Konsolen ruhen. Darüber verläuft ein Zahnschnittfries. Die Halbsäulen weisen attische, leider stark beschädigte Eckknollenbasen auf. Von den vier sichtbaren niedrigen Kapitellen sind zwei mit Vegetabilien dekoriert, zwei mit Palmettenmotiv.

Der rundbogige Zugang in die Kapelle liegt an der Nordseite und wird von einem Tympanon abgeschlossen, das drei Personendarstellungen in ziemlich schwachem Relief aufweist: in der Mitte Christus mit Kreuznimbus, links Maria und rechts St. Johannes Evangelist. Bemerkenswert sind Bemalungsspuren. Zu beiden Seiten des Eingangs befindet sich je ein Löwenrelief.

Für den Zeitpunkt der Errichtung der Kapelle gibt es keine schriftliche Überlieferung. Es wird aber vermutet, dass sie Welf VI. nach seiner Rückkehr aus dem Kreuzzug etwa um 1154 erbauen ließ. Ob dies mit den stilistischen Merkmalen in Einklang zu bringen ist, müssten Berufene überprüfen.

Sehr bemerkenswert ist die Überlieferung, dass die Kapelle ursprünglich an anderer Stelle gestanden hätte und unter Abt Ulrich III. (1501–1523) an den heutigen Platz versetzt worden wäre (Jahreszahl 1511 am Schlussstein des Netzrippengewölbes). Aus welchen Beweggründen diese aus barocken Quellen zu erschließende Transferierung vorgenommen worden sein soll, bleibt unbekannt. Die in einer ganzen Reihe von Quadern vorhandenen, für die Romanik eher ungewöhnlichen Zanglöcher und der datierte Schlussstein sprechen für diesen Vorgang.

Die Funktion der Kapelle wird – allerdings in der älteren Literatur – unterschiedlich gesehen. Genannt werden Taufanlage, Memorialbau, Karner und Hl. Grab. Die Interpretation als Memorialbau dürfte ausscheiden, da sich die Grablege Welfs und seines Sohnes in der Klosterkirche befindet. Auch die Funktion als Karner kommt

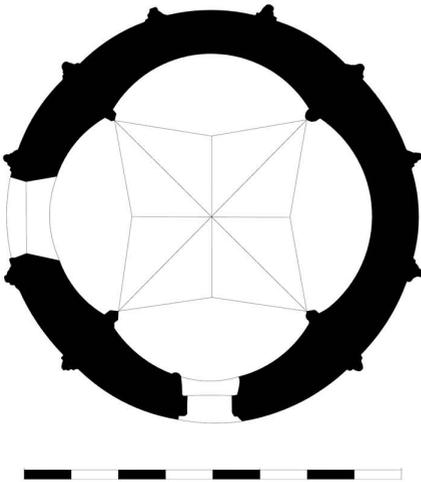


Abb. 49: Steingaden, Lkr. Weilheim-Schongau. Ansicht von Nordost (Foto Schmotz); Grundriss (Grundlage BLfD, Überarbeitung E. Nachreiner Fa. Arcteam Regensburg).

kaum in Frage, besitzt der Bau doch kein Untergeschoss und ist außerdem recht aufwändig gestaltet. Eine Taufkapelle ist im hohen Mittelalter nicht mehr denkbar. Der Bau wird mehrfach als Nachbildung des Hl. Grabes in Jerusalem interpretiert, wobei vom eigentlichen Grabbau (vgl. Eichstätt) keine Überreste mehr vorhanden sind. Da Welf VI. im Hl. Land sicher auch das dortige Grab Christi sah und in der Kreuzzugszeit oftmals Heilige Gräber nachgebaut wurden, ist dies auch in Steingaden durchaus möglich. Vielleicht machte man sich bei der sehr wahrscheinlichen Transferierung nicht die Mühe, zusätzlich zum Rundbau auch das Hl. Grab „mitzunehmen“.

Die Johanneskapelle erwarb im Jahr 1845 Reichsgraf Alfred Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin, in die nach 1870 eine Familiengruft und ein neuromanischer Altar eingebaut wurden. Trotz ihrer kunsthistorischen Bedeutung gibt es bis heute weder ein Aufmaß noch eine Bauuntersuchung. Man muss sich noch immer mit dem im Kunstdenkmälerband (Bezold/Riehl 1895, 603) abgebildeten Miniaturplan begnügen, von dem es im Archiv des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege eine geringfügig bessere Version gibt. Sie bildete die Grundlage für die hier dargestellte digitalisierte Version (Abb. 49). Auch in frühen zusammenfassenden kunsthistorischen

Darstellungen (Grueber 1841, Taf. 36 Fig. 2; Dehio/Bezold 1888, Taf. 206 Abb. 12) gibt es ebenfalls nur einen schematisierten Grundriss. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass im neuesten Dehio diesem bedeutenden Bauwerk nur wenige Zeilen gewidmet sind.

Zeitstellung: Mitte 12. Jahrhundert

Lit.: Grueber 1841; Dehio/Bezold 1888; Hager 1893/94; Bezold/Riehl 1895, 603 m. Abb.; Kempfer 1970, 125; Weber 1985/1991, 130; Strobel/Weis 1994, 316–317; Lauchs-Liebel 1996/97, 43–45; Paula/Berg-Hobohm 2003, 480–481; Dehio 2006, 1232.

Tegernsee, Lkr. Miesbach, Oberbayern

Am Ostufer des Tegernsees liegt eine der frühen Klostergründungen Altbaierns. Während mit Adalbert ein erster Abt bekannt ist, dessen Bruder Otgar ebenfalls in das neue Kloster eintrat, fehlt ein gesichertes Gründungsdatum, der 804 in einem Freisinger Traditionsbuch erstmals ausdrücklich erwähnten Gründung. Geraume Zeit wurde das Jahr 746 als Gründungsjahr tradiert. Auch 719 wurde in Erwägung gezogen, doch aus den Synodalakten für Regensburg und Dingolfing, in denen Adalbert vorkommt, lässt sich mit einiger Sicherheit eine Gründung um 762/763 erschließen (Holzfurtnner 1984, 44). Tegernsee stieg nach 788 zu einem der bedeutendsten bairischen Reichsklöster auf. Von den Gründungsbauten blieb nichts erhalten. Lediglich zwei Kapitelle der karolingerzeitlichen Kirche befinden sich in der Archäologischen Staatssammlung München. Aus der frühen Romanik blieben die westliche Doppelturmfassade, Fragmente eines Fußbodenmosaiks (Schwenk 1999) und Reste einer fünfschiffigen Krypta erhalten (Bezold/Riehl/Hager 1902c, 1506). Das dreischiffige Langhaus stammt erst aus dem 15. Jahrhundert.

Als ältester Tegernseer Sakralbau gilt aber nicht die Klosterkirche, sondern eine Salvatorkapelle, die von den Klosterstiftern vor ihrer Romfahrt, die zur Vorbereitung des Reliquienerhalts erforderlich war, errichtet wurde. Eine graphische Darstellung des Bauwerks (Bauerreiß 1946, 15) fehlt ebenso wie ein Lageplan. Angeblich zeigen frühneuzeitliche Klosterpläne (Untermann 1989, 152) die Lage der Kapelle, doch ist von deren Existenz nichts bekannt (frdl. Mitt. R. Götz). In dieser Kapelle wurden die aus Rom übertragenen Quirinus-Reliquien bis zur Fertigstellung der St. Peter und Paul geweihten Klosterkirche untergebracht. Aus den wenigen Schriftquellen, in erster Linie der *Passio Sancti Quirini*, wird von Weißensteiner (1983, 57) auf eine Übertragung der Reliquien vor 772 geschlossen, dagegen spricht sich Holzfurtnner (1984, 45) dafür aus, dass dieser Vorgang erst nach dem Tod der Stifter (Ende des 8. Jahrhunderts bzw. kurz vor 804) anzusetzen ist.

Warum die neue Klosterkirche Petrus und Paulus geweiht wurde und nicht gleich dem Hl. Quirin, bleibt unklar (Weißensteiner 1983, 60) und zählt nach Holzfurtnner (1984, 45) zu den „größten Ungereimtheiten der Tegernseer Gründungsgeschichte“. Die Übertragung der Quirinus-Reliquien aus der Salvatorkapelle in die neue Klosterkirche muss im Jahr 804 stattgefunden haben, und zwar im Beisein dreier

Bischöfe „mit Fahnen, großen Lobbeten, viel Ruhm und Ehre, unter Glockengeläut“ (MGH rer merov 3,15).

Unklar bleibt, für welchen Zweck die Salvatorkapelle errichtet wurde, in der die beiden Gründer bestattet und erst 1445 in die Hauptkirche übertragen wurden. Die Ansicht von Bauerreiß (1946, 14), dass die Salvatorkapelle bereits als Grabkapelle geplant war, dürfte kaum der Realität entsprechen.

Geraume Zeit war völlig unklar, welche Lage und Bauform die Salvatorkapelle hatte, denn in den schriftlichen Quellen sind hierzu keine Anhaltspunkte zu finden. Bedingt durch einen glücklichen Zufall fand man 1839 beim Bau des Tegernseer Sommerkellers, etwa 250 m nördlich des Klosters, das Segment eines massiven runden Fundaments, von dem im Zuge weiterer Arbeiten am Sommerkeller 1881 und 1883 die übrigen Teile freigelegt wurden, dazu noch ein kleiner querliegender rechteckiger Anbau an der Südseite.

Der Gesamtgrundriss wurde erstmals bei Reichlin von Meldegg (1889, 51) publiziert (Abb. 50). Er basiert auf einem wohl von Schlossbaumeister Sebastian Herrle erstellten farbigen Plan vom 18. Juni 1883, der sich im Museum Tegernseer Tal befindet. Daraus lässt sich ein äußerer Durchmesser von knapp 14,5 m und eine Mauerbreite von ca. 2 m ableiten. Bei Bauerreiß (1946, 15) ist dagegen eine Mauerbreite von 4 m ! angegeben. Diese falschen Angaben übernahm auch Untermann (1989, 152), der daraus Argumente für die Rekonstruktion des Aufgehenden ableitete (s.u.).

Das kreisförmige Fundament wurde bereits bei seiner Entdeckung als Nachweis für die überlieferte Salvatorkapelle des 8. Jahrhunderts angesehen, obgleich kein Hinweis auf deren Bauform existiert. Im Tegernseer Museum ist eine weitere, vom dortigen Zeichenlehrer Hans Pöttinger auf den 7. Juni 1884 datierte Zeichnung vorhanden, die fiktive Aufrisse des Zentralbaus darstellt und gleichzeitig das Bauwerk dem Jahr 739 zuordnet (Abb. 51). Die Gleichsetzung des Rundbaus mit der Salvatorkapelle wurde anscheinend nie angezweifelt, und Bauerreiß (1946, 15) verstärkte noch die Tradition, indem er in den Stichen von Merian (1646) und Wening (1701) Rundbauten zu erkennen glaubte. Außerdem glaubte er, aus einem stümperhaften Gedicht des 15. Jahrhunderts einen Hinweis auf die Rundform der Kapelle ableiten zu können (Bauerreiß 1946, 14–15).

Lediglich Lampl (1975, 57) zweifelte ganz erheblich an dieser Zuordnung. Er korrigierte auch die von Bauerreiß ins Spiel gebrachten Darstellungen bei Merian und Wening (Lampl 1975, 56 Anm. 65), indem er für die Wening-Darstellung von 1701 eine Verwechslung mit dem nordöstlichen (Rund-)Turm der Klosterbefestigung bemerkt und auf der Merian-Darstellung einen quadratischen Grundriss erkennt. Damit, so Lampl, ist daran zu zweifeln, „ob man jemals Klarheit erhalten wird“. An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass die kaum erwartete Chance, tatsächlich Klarheit zu gewinnen, vor etwa zehn Jahren vertan wurde. Damals hätte es im Zuge der Errichtung eines Verbrauchermarktes zwingend einer archäologischen Untersuchung am bekannten Kapellenstandort bedurft, ehe dieser unter dem neuen Parkplatz verschwand. In welchem Zustand sich die Grundmauern heute

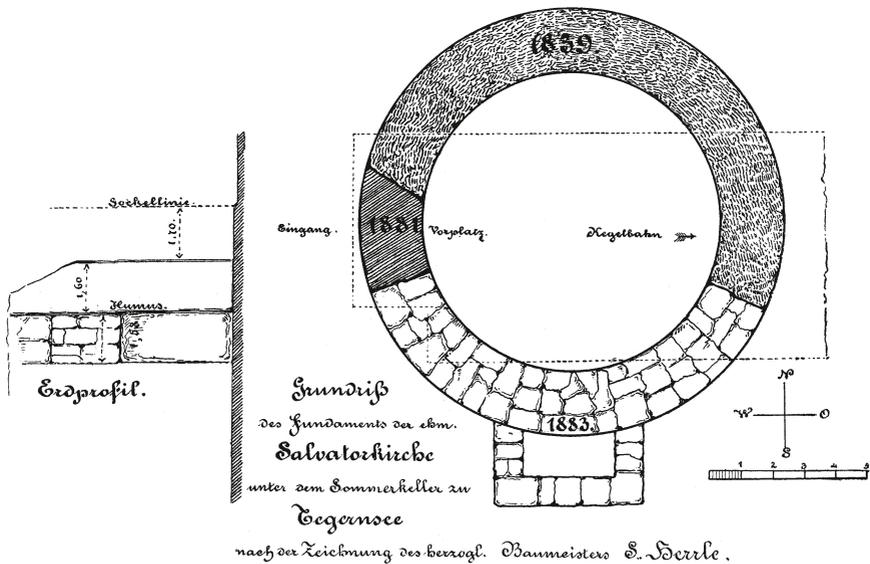


Abb. 50: Tegernsee, Lkr. Miesbach. Grundriß der Salvatorrotunde mit Eintragung der drei Fundamentabschnitte, die in den Jahren 1839, 1881 und 1883 freigelegt wurden (nach Reichlin von Meldegg 1899, 51). Die Darstellung basiert wahrscheinlich auf einem wohl von Schlossbaumeister Sebastian Herrle erstellten farbigen Plan vom 18. Juni 1883, der sich im Museum Tegernseer Tal befindet.

befinden, nachdem die Baumaßnahme „darübergegangen“ ist, bleibt spekulativ. Im BayernViewer Denkmal des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege ist das Fundament jedenfalls als Bodendenkmal mit der Nummer D-1-8236-0017 und der Information „Abgegangene Rundkirche des frühen und hohen Mittelalters“ versehen.

Verwirrung stiftete eine von Bauerreiß (1946, 18) genannte Gleichsetzung der Salvatorkapelle mit einer Andreaskapelle, die unkritisch in den dritten Band der vorromanischen Kirchenbauten einging (Oswald/Schaefer/Sennhauser 1971, 331), ebenso die vermeintliche Darstellung der Kapelle auf dem Wening-Stich. Eine Andreaskapelle schloss aber unmittelbar an die Südwand der romanischen Klosterkirche an und wurde – nach den Angaben der spätmittelalterlichen Klosterchronik (Götz 2013, 136; frdl. Hinweis durch den Autor) – im Zuge des Langhaus-Neubaus abgebrochen. Wollte man Bauerreiß hier folgen, wäre eine Identifizierung des entdeckten Rundfundaments mit der Salvatorkapelle nicht haltbar.

Da lediglich ein Grundriß, der in der Freilegung von 1839 nur schematisch dargestellt ist, für die Aktionen der Jahre 1881 und 1883 größere Steine ohne weitere Strukturen zeigt, gibt es keine begründbare Rekonstruktion des Aufgehenden.

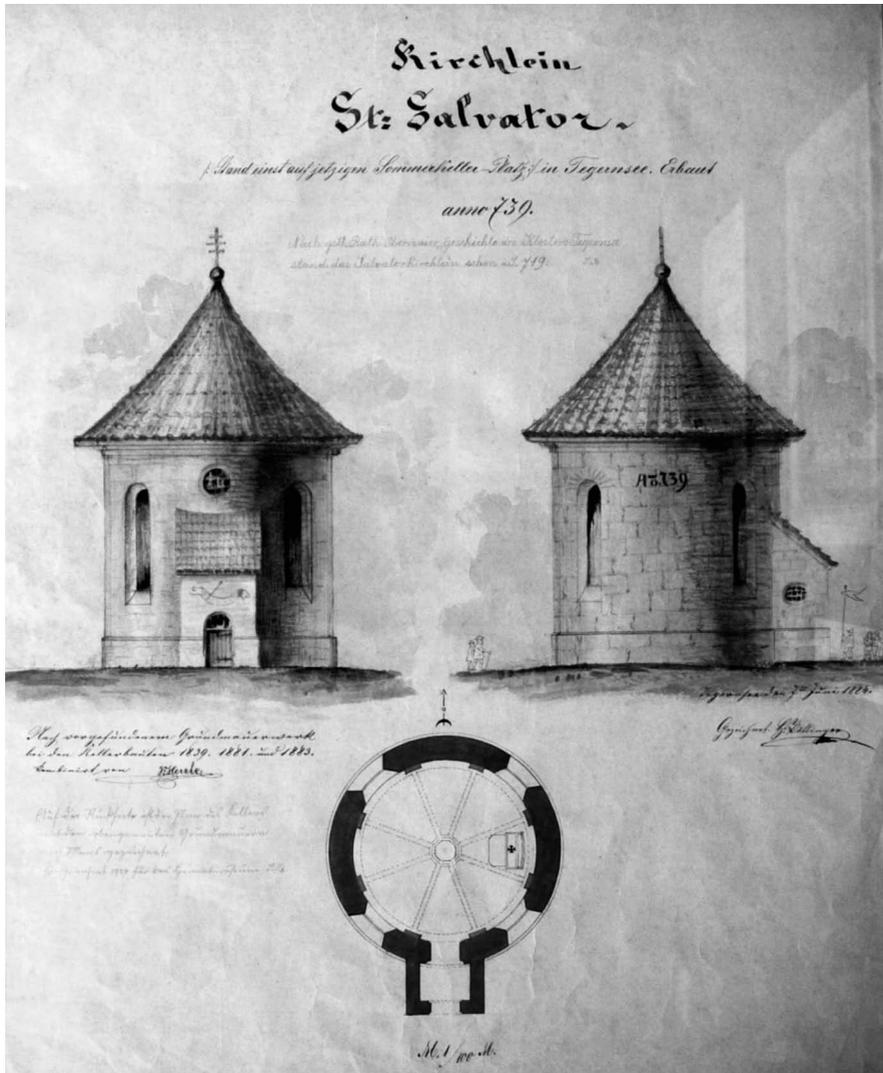


Abb. 51: Tegernsee, Lkr. Miesbach. Darstellung des Grundrisses und Rekonstruktionsversuch des Aufgehenden der Salvatorrotunde. Der vom Tegernseer Zeichenlehrer Hans Pöttinger erstellte Plan ist datiert vom 7. Juni 1884 und im Museum Tegernseer Tal hinter Glas ausgestellt (Foto Museum Tegernsee; Inv.-Nr. 138, Leihgabe der Fam. Stadler-Saliterer).

Aufgrund der mit 2 m doch recht ansehnlichen Fundamentbreite zieht Untermann (1989, 152) eine Nischenrotunde ähnlich Altötting oder Würzburg in Erwägung,

die zumindest nicht von vorneherein abzulehnen ist. Bei der Bearbeitung des archäologischen Befundes einer Nischenrotunde in der Grazer Leechkirche sieht Manfred Lehner (1996, 55) Parallelen zum frühen Grazer Bau formal und in den Maßverhältnissen der Marienkirche auf der Würzburger Festung und der kleineren Marienrotunde von Altötting. Auch den Bau von Ludwigsstadt zieht er heran; allerdings ohne Berücksichtigung der dortigen Grabungsergebnisse (siehe die Zusammenfassung in diesem Katalog). Schließlich wird auch die von Untermann für möglich erachtete Nischenrotunde in Tegernsee mit aufgenommen.

Neben den Problemen bei der Rekonstruktion des Aufgehenden ist aber auch auf Unklarheiten bezüglich der Zeitstellung zu verweisen. Es gibt nämlich keine Sicherheit für eine Zugehörigkeit des im 19. Jahrhundert entdeckten Baus zur Vorromanik und damit auch als Grablege für die Klostergründer und des temporären Aufenthaltsortes der Quirinus-Reliquien (zur frühen Zeitstellung vgl. Untermann 1989, 150–152). Außerdem kann das ohne jeden Zweifel als Grab des Mitbegründers Otker angesehene rechteckige Fundament im Süden der Rotunde (Untermann 1989, 152) – allerdings unter der Annahme einer Fundamentbreite von 4 m – auch als Hinweis auf einen Zugang mit Vorhaus verstanden werden, wie es übrigens auch in der Zeichnung von 1883 (Abb. 50) der Fall ist. Auch in der (ergänzten) Zusammenstellung der vorromanischen Bauten (Jacobsen/Schaefer/Sennhauser 1991, 407) wird zwar auf die Lokaltradition verwiesen, die massive Bauweise aber als „nicht ins 8. Jahrhundert passend“ bezeichnet.

Bei allen Überlegungen zur Nutzung des 1839 entdeckten Rundbaues als Grablege für die Klostergründer und als temporärer Aufenthaltsort der Quirinus-Reliquien blieb aber die große Entfernung zum Kloster unberücksichtigt. Eigentlich wäre eine Kapelle mit dieser Bedeutung nahe der Klosterkirche zu erwarten und nicht weitab davon. Da sie sich sogar außerhalb der Klosterbefestigung befindet sind durchaus Zweifel angebracht, ob wir hier wirklich den gesuchten Bau vor uns haben.

Während Untermann einen Bau allein zum Zwecke der Bestattung der beiden Klostergründer in Erwägung zieht, nimmt Bauerreiß (1946, 16) die ursprüngliche Funktion als Hl. Grab an, was aber wiederum eher für eine spätere Zeitstellung sprechen würde. Diese zu ergründen wird nur mit Hilfe archäologischer Methoden möglich sein. Es bleibt also zu hoffen, dass ein Verbrauchermarkt nicht über Jahrzehnte hinweg Bestand hat und unter dem Parkplatz noch brauchbare Fundamentreste erhalten blieben.

Zeitstellung: 8. Jahrhundert oder später

Lit.: Reichlin von Meldegg 1889, 49–51; Bezold/Riehl/Hager 1902c, 1496 (nur Erwähnung der Salvatorkirche, kein Hinweis auf Rundbau); Bauerreiß 1946; Lampl 1975, 55–57; Weißensteiner 1983; Holzfurtner 1984, 41–49; 176–184; Oswald/Schaefer/Sennhauser 1971, 331; Untermann 1989, 150–152; Jacobsen/Schaefer/Sennhauser 1991, 407; Lehner 1996, 55.

Würzburg, Unterfranken

Marienkirche auf dem Festungsberg

Auf dem Würzburger Festungsberg steht die neben der Heiligen Kapelle von Altötting bekannteste Rotunde Bayerns. Über ihre Geschichte, kunsthistorische Einordnung und vor allem Zeitstellung wurde viel und kontrovers diskutiert, was sich in umfangreicher Literatur niederschlug (vgl. Oswald 1966). Deshalb ist es ausreichend, hier nur die wichtigsten Fakten darzustellen.

Die historische Bedeutung der Marienkirche, die sich an einem bereits vor der Bistumsgründung strategisch wichtigen Ort befindet, liegt darin, dass sie mit den Anfängen des Bistums in Verbindung gebracht und daraus eine mögliche Bedeutung für die Christianisierung des Bistums Würzburg, ja ganz Frankens im 7./8. Jahrhundert verknüpft wird. Es ist weder zu belegen noch auszuschließen, dass im 8. Jahrhundert ein Sakralbau auf dem Festungsberg mit Marienpatrozinium stand. Ein Nachweis, dass sich Teile dieses Baus in dem noch bestehenden erhalten haben könnten, ließ sich bis heute nicht erbringen.

Das heutige Aussehen entspricht nach mehreren Restaurierungen dem bei der Weihe von 1604. Heute liegt die im 13. Jahrhundert in die damals errichtete Festung Marienberg einbezogene Kapelle in der östlichen Hälfte des Schlosshofes.

Es handelt sich um einen Rundbau mit einem Gesamtdurchmesser von 19,85 m und einer lichten Weite von 12,55 m. Im Untergeschoss mit der beachtlichen Mauerstärke von 3,66 m sind sechs Konchen ausgespart, hinter denen die Mauerstärke noch immer ca. 1,27 m beträgt. Hinzu kommen eine rechteckige Eingangsnische von 3,74 m Breite und ohne Überwölbung wie bei den anderen Nischen sowie die ursprüngliche Altarnische mit 4,08 m Breite. Im Osten führt eine Bogenöffnung in den über einer archäologisch nachgewiesenen Krypta erhöhten Rechteckchor. Der Radius der Rundnischen beträgt ca. 1,89 m, ihre Öffnungsbögen weisen eine durchschnittliche Breite von 3,63 m und eine Höhe von 6,63 m auf. Die Mauerstärke des heutigen Obergeschosses beträgt 1,50 m. Der Bau wird von einem stützenlosen Kuppelgewölbe abgeschlossen, dessen Höhe 17,34 m über dem Fußboden erreicht. Im Obergeschoss befinden sich zwei romanische Fenster (Angaben nach Kuhn 1985, 10). Für das ursprüngliche Dach ist eine Kegelform anzunehmen.

Einen ganz entscheidenden Fortschritt für die Beurteilung des romanischen Baus und dessen Datierung erbrachten die Grabungen innerhalb des barocken Altarraums. Dort kam ein langrechteckiger Altarraum mit eingezogener Apsis zutage (Abb. 52,2), der sich über einer in 4 x 3 Joche unterteilten Krypta erhob. Das Mittelschiff wurde durch quadratische Freipfeiler von zwei Seitenschiffen halber Breite abgeteilt. Ihre Basen bestanden aus einfachen Platten und aus solchen mit umlaufender Kehle. Möglicherweise waren die drei Schiffe mit Tonnengewölben versehen.

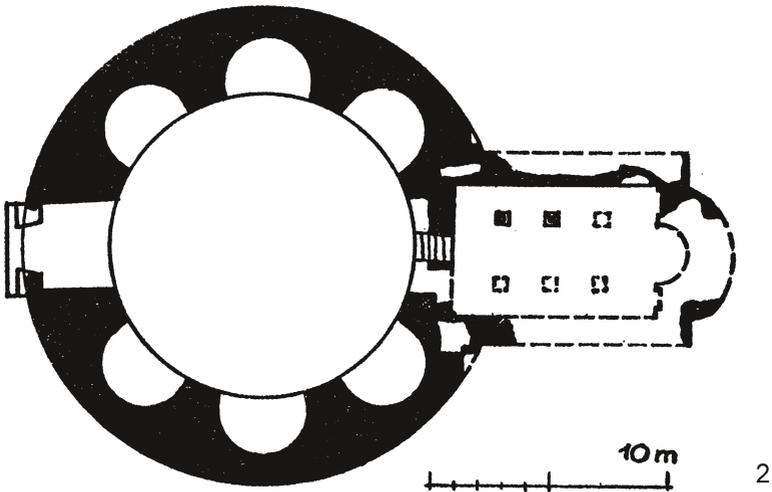
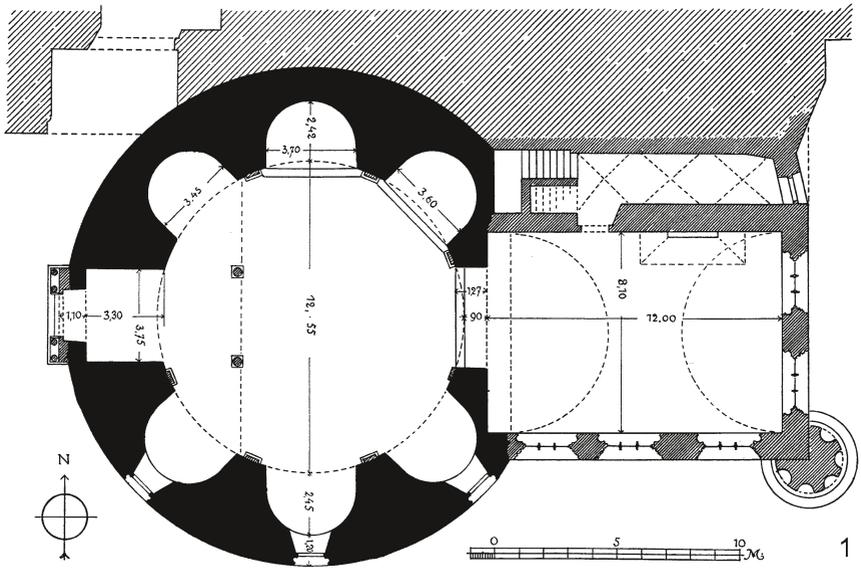


Abb. 52: Würzburg, Marienkirche. 1 Grundriss nach dem Kunstdenkmälerband (nach Mader 1915, 404 Abb. 322); 2 Grundriss nach der archäologischen Untersuchung in der Krypta (nach Oswald 1966, Abb. 2).



Abb. 53: Würzburg, St. Burkard. Umzeichnung eines Gemäldes auf einem spätgotischen Triptichon im Martin-von-Wagner-Museum Würzburg. Rechts neben der Klosterkirche ist der oktagonale Zentralbau dargestellt (nach Mader 1915, 141 Abb. 105).

Die kunsthistorische Detailuntersuchung der Krypta führte in die Zeit der Jahrtausendwende, denn die Verbindung von Zentralbauten und Nebenräumen wie Langhaus oder Chor kommt nur im ausgehenden 10. und frühen 11. Jahrhundert in ähnlicher Weise vor (Oswald 1966, 32). Dies unterstützt auch die Datierung des Rundbogenfrieses, der aufgrund der Ähnlichkeit mit dem des Domquerschiffes dem 11. Jahrhundert angehört. Dieser zeitliche Ansatz kann eine Bestätigung finden durch die Übergabe der Marienkirche an das Kloster St. Burkard unter Bischof Hugo I. (984–990), aber auch durch die nachgewiesenen Baumaßnahmen auf dem Marienberg durch Bischof Heinrich I. (995/996–1018).

Zeitstellung: frühes 11. Jahrhundert

Lit.: Mader 1915, 402–408; Röttger 1950, 7–43; Oswald 1966, 11–32; Kuhn 1985; Haas/Pfistermeister 1985, 346–347.

St. Burkard

Südlich des St. Burkard-Klosters in Würzburg stand bis zum 17. Jahrhundert ein kleiner, wahrscheinlich achteckiger, St. Magnus geweihter Sakralbau, dessen Zweck durch keine Schriftquellen überliefert ist. Die einzige Darstellung dieses Bauwerks findet sich auf einem im Martin-von-Wagner-Museum Würzburg vor-

handenen, das Kiliansmartyrium darstellende Triptychon aus der Zeit um 1480. Eine Umzeichnung ist bei Mader 1915, 141 Abb. 105 publiziert (Abb. 53). Darauf ist deutlich zu erkennen, dass die Kapelle einen hochgelegenen Eingang hatte. Aus dieser Eingangssituation und der Lage der Kapelle zur Klosterkirche konstruiert Zilkens ein doppelgeschossiges Bauwerk.

Zeitstellung: 12./13. Jahrhundert

Lit.: Mader 1915, 141; 165; Zilkens 1983, 31.

St. Gallus

Unmittelbar nördlich des Domquerhauses und östlich des Neumünsterchors befindet sich am Kardinal-Döpfner-Platz das heutige Guttenberg-Palais. Für diesen ehemaligen Domherrenhof ist seit dem 12. Jahrhundert der Name ad St. Gallum überliefert, der auf die zum Hof gehörende St. Gallus-Kapelle zurückgeht. Durch die frühneuzeitliche Fries-Chronik ist eine Inschrift über dem Kapelleneingang überliefert, die für 1130 eine Weihe durch den Würzburger Bischof Embricho und Erzbischof Walther von Ravenna nennt. Im Jahr 1554 soll die Kapelle wegen Bau-fälligkeit abgerissen worden sein.

Im Rahmen einer ganzen Reihe archäologischer Untersuchungen im Bereich des Domhügels musste 2004 auch im Innenhof des Guttenberg-Palais im Vorgriff auf einen Fahrstuhleinbau eine Grabung vorgenommen werden. Obwohl sie nur be-grenzten Umfang hatte, lieferte sie in einem über 1 m mächtigen Profil eine vom 7./8. Jahrhundert bis ins Hochmittelalter reichende Siedlungsstratigraphie.

Der 2004 angelegte Schnitt 1 (Abb. 54) traf auf eine Ost-West verlaufende Mauer, die stratigraphisch vor das Hochmittelalter zu setzen ist. Für eine Zuordnung dieser frühmittelalterlichen Steinbebauung kommen mehrere wichtige, jedoch nur historisch überlieferte Gebäude in Betracht, nämlich der Herzogs- bzw. spätere Königshof, der spätestens 788 unter Bischof Berowelf fertiggestellte Dom, das benachbarte Kloster und die Bischofspfalz. Die Grabungsbefunde reichen aber wegen des geringen erfassten Ausschnitts nicht aus, diese Mutmaßungen zu verifizieren.

Im selben Grabungsschnitt kam als besonderer Glücksfall eine Mauerecke zutage, die aufgrund des auffälligen und bei Profanbauten kaum zu erwartenden Winkels von 130 Grad sowie durch relativ aufwändigen Bauschmuck als Teil eines Sakralbaus zu identifizieren war. Es konnte sich nur um die St. Gallus-Kapelle handeln, deren Lage infolge des frühen Abrisses in Vergessenheit geraten war.

Die Befundlage in den Schnitten 2 und 3 von 2005 und die bauarchäologische Untersuchung eines Kellers ermöglichten bis zu einem gewissen Grad die Abrundung der Erkenntnisse und eine nahezu sichere Rekonstruktion der Kapelle als oktogonales Bauwerk mit einem Außendurchmesser von durchschnittlich 12,30 m. Die Stärke des auf dem anstehenden Fels gegründeten Fundamenttrings (Abb. 54,5) konnte mit 1,8 bis 2,0 m bestimmt werden. Es handelt sich um eine zweischalige Mauer mit gegossenem Kern und einzelnen, nach Art des *opus*

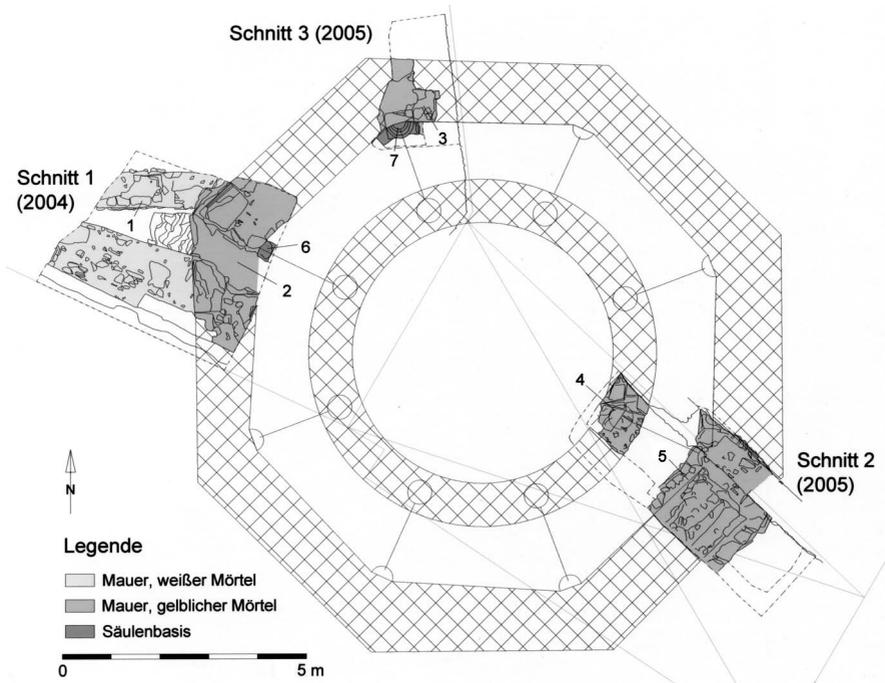


Abb. 54: Würzburg, St. Gallus. Grabungsbefund mit Ergänzungen (nach Heyse/Obst/Schufmann 2011, 139 Abb. 13).

spicatum schräg gestellten Steinlagen. Darauf erhob sich mit einer Basisbreite von ca. 1,40 m das aufgehende Mauerwerk in vergleichbarer Technik. Etwa 0,30 bis 0,35 m über dem Fundament waren auf der Außenseite große profilierte und 0,40 m dicke Blöcke aus grünem Keupersandstein als Teil des Fassadenschmucks eingelassen. In den Ecken der Innenseite konnten in Schnitt 1 und Schnitt 3 je eine ebenfalls aus grünem Sandstein kräftig gewulstete Säulenbasis als unterer Abschluss eines Dienstes nachgewiesen werden (Abb. 54,6.7), dessen Kämpfer vermutlich ein zu einem inneren Pfeiler- oder Säulenring führendes Gewölbe stützte.

Der innere Fundamentring liegt vom äußeren Fundament in einem durchschnittlichen Abstand von 1,0 m, verbreitert sich nach oben merklich und wurde dort aus mehreren Lagen plattiger Kalksteine gebildet. Aufgrund des geringen Grabungsausschnitts konnte auf diesem inneren Fundament keine Stütze erkannt werden. Die im dargestellten Grundriss kreisförmig eingetragenen Standorte sind von den nachgewiesenen bzw. erschlossenen Wanddiensten in den Ecken des Oktogons abgeleitet. Ob es sich um Pfeiler oder Säulen handelte, bleibt ungeklärt, doch bei

der sonst zu beobachteten Ausstattungsqualität könnte man sich Säulen durchaus vorstellen. Anhand der überlieferten Weihe eines unteren und eines oberen Altars kann die Kapelle gesichert als zweigeschossig rekonstruiert werden. Dies legen auch die Mauer- und Fundamentstärken nahe.

Im Zuge eines barocken Neubaus wurde durch einen Gewölbekeller der östliche Teil der St.-Gallus-Kapelle vollständig beseitigt, sodass aufgrund von Analogien nur vermutet werden kann, dass sich in diesem Bereich ursprünglich eine Apsis an das Oktogon anschloss.

Das Würzburger Oktogon mit einem möglichen Säulenkranz ähnelt den Befunden von Bamberg und Malsbach, mit Einschränkungen evtl. auch Augsburg und Freising. Die in der Fries-Chronik genannte Zweigeschossigkeit findet im archäologischen Befund durchaus Bestätigung. Unklar bleibt aber, wie man sich bei der geringen Breite des überwölbten Umgangs im Unter- und Obergeschoss die Situation der Altäre vorzustellen hat. Entweder sie stehen in einer (nicht nachgewiesenen) Apsis oder das Obergeschoss ist – eine Überwölbung des Zentralraums vorausgesetzt – vom Untergeschoss getrennt, wodurch eine den gesamten Innenraum einnehmende Fläche zur Verfügung gestanden hätte. Vielleicht bietet eine Apsis die einzige Möglichkeit, bei den beengten Raumverhältnissen die Altäre unterzubringen, denn eine bauliche Trennung von Unter- und Obergeschoss dürfte kaum in Frage kommen, ja sie würde bekannten Bauten widersprechen. Ungeklärt ist außerdem, wie das Obergeschoss erreicht werden konnte. Eine in der ca. 1,40 m breiten Außenwand verlaufende Treppe könnte man sich bei einer Breite von etwa 60 cm gerade noch vorstellen.

Auch das Erscheinungsbild des Obergeschosses wäre noch der Überlegung wert. Es müsste ebenfalls einen überwölbten Umgang besitzen, und der zentrale Raum sollte von einer Kuppel abgeschlossen sein.

Zeitstellung: 1130

Lit.: Heyse/Obst/Schußmann 2011, 138–147.

Anmerkungen

- ¹ Czajka/Klink 1967, 75–76 (naturräumliche Einheit 407).
- ² Ebd. 76–77 (naturräumliche Einheit 407.0).
- ³ Schmotz 1984.
- ⁴ Schmotz 1987.
- ⁵ List 1967; Schreyer 1967; Troll 1967a.
- ⁶ Troll 1967b.
- ⁷ Vgl. Fischer 1984.
- ⁸ Schmotz 2001, 154.
- ⁹ Ebd.
- ¹⁰ Wanderwitz 1983, 59–66; Tiefenbach 1990.

- ¹¹ OA BLfD Regensburg; Bayer. Vorgeschbl. 7, 1927/28, 36.
- ¹² Die 1971 ausgeackerten und in das Museum Deggendorf gebrachten Beigaben wurden von Hanns Neubauer (zur Person: Schmotz 1983) erfasst und dem BLfD gemeldet (Verh. Hist. Ver. Niederbayern 100, 1974, 98).
- ¹³ Schmotz 2001, 184 Nr. 8; frdl. Mitt. Frau Haas-Gebhard 15.07.2013; das Gräberfeld weist im BayernViewer Denkmal die Denkmal-Nummer D-2-7244-0015 auf.
- ¹⁴ Schmotz 2001, 184.
- ¹⁵ Koch 1968, 145–146; Stein 1968, 249.
- ¹⁶ Tiefenbach 1990, 86–87 (I, 3 u. 4 in den beiden bearbeiteten Überlieferungen des *Breviarius Urolfi*).
- ¹⁷ Gröber 1927, 288–290.
- ¹⁸ Vgl. Böhm/Schmotz 2003; Schmotz 2010/2011.
- ¹⁹ Molitor 1987, 159.
- ²⁰ Ebd. 141.
- ²¹ Vgl. die Literaturhinweise bei Schmotz 2001, 178 Anm. 46; Holzfurtner 1984, 225–232; zuletzt: Deutinger 2006.
- ²² Molitor 2002.
- ²³ Molitor 2006a.
- ²⁴ Holzfurtner 1985.
- ²⁵ Molitor 1987, 144.
- ²⁶ Molitor 2002, 236–238.
- ²⁷ Hüffer 1858.
- ²⁸ Gröber 1927, 116–118.
- ²⁹ Popp 1891, Nr. 60 b.
- ³⁰ Tagebuch Neubauer I, 86. Die seit 1929 geführten Tagebücher sind im Stadtarchiv Deggendorf aufbewahrt.
- ³¹ Pätzold 1983, 66.
- ³² Böhm/Schmotz 2003, 194; Loibl 1984, 29.
- ³³ Klose 1967, 1–3.
- ³⁴ Stadtmüller/Pfister 1986, 102–103.
- ³⁵ Vgl. Molitor 2006b.
- ³⁶ Hüffer 1858, 96–97.
- ³⁷ Pfister 1984, 18–19.
- ³⁸ Dehio 1988, 211–212.
- ³⁹ Molitor 1987, 159–160.
- ⁴⁰ MGH SS 17, 380.
- ⁴¹ Ebd. Randnotiz mit Angabe zum Weihetag.
- ⁴² Molitor 1987, 166; Untermann 1989, 231.
- ⁴³ Untermann 1989, 231.
- ⁴⁴ Streich 1984, 306.
- ⁴⁵ Gröber 1927, 116–118.
- ⁴⁶ Dehio 1988, 213.
- ⁴⁷ Molitor 2006a, 308.
- ⁴⁸ Molitor 1987, 160.
- ⁴⁹ Untermann 1989, 231.
- ⁵⁰ Molitor 1987, 160.
- ⁵¹ MGH SS 17, 380.
- ⁵² Ebd.

- ⁵³ Ebd.
⁵⁴ Molitor 1987, 167.
⁵⁵ Streich 1984, 306.
⁵⁶ Merhautová 1970; Küas/Kobuch 1977, 104 mit Anm. 49; Lehner 1996, 67–69; Schicht 2011. Bei Werner 1965 fällt auf, dass in dessen Kartierung für Bayern als Burgrotunden Altenfurt, Altötting, Ludwigsstadt, Steingaden und Würzburg eingetragen sind, eine Feststellung, die nur für Würzburg zutrifft.
⁵⁷ Lehner 1996, 68 Abb. 36.
⁵⁸ Ernst 2003, Teil 1, 78–82.
⁵⁹ Haas 1980, 418.
⁶⁰ Líbal/Muk 1972.
⁶¹ Šíroký/Kodera/Nováček/Šormová 2003.
⁶² Šolle 1990; Bartošková 1998.
⁶³ Tomková 2001, 211–228.
⁶⁴ Im Überblick Zilkens 1983.
⁶⁵ Dalman 1922.

Literatur

Bartošková 1998

A. Bartošková, Zur Stellung von Budeč in der Struktur der böhmischen frühmittelalterlichen Burgwälle. In: J. Henning/A. T. Ruttkey (Hrsg.), Frühmittelalterlicher Burgenbau in Mittel- und Osteuropa. Tagung Nitra vom 7. bis 10. Oktober 1996 (Bonn 1998) 321–327.

Bauerreiß 1946

R. Bauerreiß, Die älteste Kirche von Tegernsee und ihre Stifter. Stud. u. Mitt. Benediktinerorden 60, 1946, 9–26.

Benker 1975

S. Benker, Freising. Dom und Domberg (Königstein im Taunus 1975).

Benker/Strehler 2001

S. Benker/H. Strehler, Die romanische Kirche von Gaden am Waginger See und ihre Weiheinschrift. Beitr. altbayer. Kirchengesch. 46, 2001, 275–288.

Benker/Strehler 2004

S. Benker/H. Strehler, Die romanische Kirche von Gaden. In: Das 16. Jahresheft Verein für Heimatpflege und Kultur Waginger See e.V. (2004) 5–23 (identischer Nachdruck von Benker/Strehler 2001).

Bezold/Riehl 1895

G. v. Bezold/B. Riehl, Die Kunstdenkmale des Regierungsbezirkes Oberbayern. II. Theil Stadt u. Bezirksamt Freising. Bezirksamt Bruck. Stadt u. Bezirksamt Landsberg. Bezirksämter Schongau, Garmisch, Tölz (München 1895).

Bezold/Riehl/Hager 1902a

G. v. Bezold/B. Riehl/G. Hager, Die Kunstdenkmale des Regierungsbezirkes Oberbayern 6. Bezirksämter Traunstein und Wasserburg (München 1902).

Bezold/Riehl/Hager 1902b

G. v. Bezold/B. Riehl/G. Hager, Die Kunstdenkmale des Regierungsbezirkes Oberbayern 7. Bezirksamt Mühldorf (München 1902).

Bezold/Riehl/Hager 1902c

G. v. Bezold/B. Riehl/G. Hager, Die Kunstdenkmale des Regierungsbezirkes Oberbayern 5. Bezirksamt Ebersberg, Bezirksamt Miesbach, Stadt und Bezirksamt Rosenheim (München 1902).

Bezold/Riehl/Hager 1905a

G. v. Bezold/B. Riehl/G. Hager, Die Kunstdenkmale des Regierungsbezirkes Oberbayern 9. Bezirksamt Laufen, Bezirksamt Berchtesgaden (München 1905).

Bezold/Riehl/Hager 1905b

G. v. Bezold/B. Riehl/G. Hager, Die Kunstdenkmale des Regierungsbezirkes Oberbayern 3. Bezirksamt Altötting (München 1905).

Blüher 1989

J. H. H. Blüher, Die ehemalige Martinsrotunde. Das Himmlische Jerusalem im Bonn des 12. Jahrhunderts (Diss. Bonn 1989).

Böhm/Schmotz 2003

K. Böhm/K. Schmotz, Vorromanische Kirchen in Niederbayern. In: K. Schmotz (Hrsg.), Vorträge des 21. Niederbayerischen Archäologentages (Rahden/Westf. 2003) 313–352.

Böhm/Schmotz 2004

K. Böhm/K. Schmotz, Archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen an Sakralbauten in Niederbayern. In: K. Schmotz (Hrsg.), Vorträge des 22. Niederbayerischen Archäologentages (Rahden/Westf. 2004) 171–294.

Breuer 1964

T. Breuer, Bayerische Kunstdenkmale 19, Landkreis Kronach, Kurzinventar (München 1964).

Brugger 1973

W. Brugger, Die romanische Basilika von Laufen und ihr Turm. Das Salzfass NF 7, 1973, 89–104.

Brugger 1980

W. Brugger, Die herzogliche und karolingische Pfalz zu Altötting. Oberbayer. Archiv 105, 1980, 70–101.

Burandt 1998

W. Burandt, Die Baugeschichte der Alten Hofhaltung in Bamberg (Bamberg 1998).

Busch 1932

K. Busch, Regensburger Kirchenbaukunst von 1160–1280. Verhand. Hist. Ver. Oberpfalz 82, 1932.

Conrad 1996

M. Conrad, Der Kirchberg in Allersburg. Der Eisengau 7, 1996, 42–45.

Conrad 1998

M. Conrad, Rätselhafter Burgstall in Malsbach. Der Eisengau 10, 1998, 91–97.

Czajka/Klink 1967

W. Czajka/H.-J. Klink, Die naturräumlichen Einheiten auf Blatt 174 Straubing. Geograph. Landesaufnahme 1:200 000. Naturräumliche Gliederung Deutschlands (Bad Godesberg 1967).

Dalman 1922

G. Dalman, Das Grab Christi in Deutschland (Leipzig 1922).

Dallmeier/Hensch 2010

L.-M. Dallmeier/M. Hensch, Geheimnisse eines Weltwunders – Der südliche Brückenkopf der Steinernen Brücke. Arch. Jahr Bayern 2009 (2010) 128–130.

Dallmeier/Hensch 2011

L.-M. Dallmeier/M. Hensch, Geheimnisse der Steinernen Brücke. Neue archäologische Aufschlüsse zur mittelalterlichen Bebauung des südlichen Brückenkopfes. In: Denkmalpflege in Regensburg 12 (Regensburg 2011) 6–33.

Dehio 1988

Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bayern II: Niederbayern (Berlin/München 1988).

Dehio 1991

Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bayern V: Regensburg und die Oberpfalz (Berlin/München 1991).

Dehio 2006

Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bayern IV: München und Oberbayern (Berlin/München 2006).

Dehio/Bezold 1888

G. Dehio/G. v. Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. Historisch und systematisch dargestellt. Atlas zweiter Band. (Stuttgart 1888).

Deutinger 2006

R. Deutinger, Äbte und Konvent des Klosters Niederaltaich in der Karolingerzeit. Stud. u. Mitt. Gesch. d. Benediktinerordens 117, 2006, 31–60.

Ernst 2003

B. Ernst, Burgenbau in der südöstlichen Oberpfalz vom Frühmittelalter bis zur frühen Neuzeit. Arb. Arch. Süddeutschlands 16 (Büchenbach 2003).

Ernst 2007

B. Ernst, Burgenbau und Herrschaftsstrukturen des frühen und beginnenden Hochmittelalters in der Cham-Further Senke und ihrem Umfeld. In: M. Chytráček/J. Michálek/M. M. Rind/K. Schmotz (Hrsg.), Arch. Arbeitsgemeinschaft Ostbayern /West- und Südböhmen (RahdenWestf. 2007) 59–74.

Fehring/Ress 1977

G. P. Fehring/A. Ress, Die Stadt Nürnberg. Bayer. Kunstdenkmale 10, Kurzinventar (2München 1977).

Fischer 1984

F. Fischer, Die Geschichte des Marktes nach 1945. In: Markt Hengersberg (Hrsg.), 975 Jahre Markt Hengersberg 1009–1984. Festschrift zur 975. Wiederkehr der Marktrechtsverleihung an Hengersberg (Hengersberg 1984) 83–84.

Friedel 1992

B. Friedel, Die Ausgrabungen in der Kaiserburg zu Nürnberg. Arch. Jahr Bayern 1991 (1992) 156–158.

Friedel 2007

B. Friedel, Die Nürnberger Burg. Geschichte, Baugeschichte und Archäologie (Petersberg 2007).

Gebeßler 1961

A. Gebeßler, Landkreis Nürnberg. Bayer. Kunstdenkmale 11, Landkreis Nürnberg Kurzinventar (München 1961).

Götz 2003

U. Götz, Freising um 1800. Ansichten und Pläne (Begleitpublikation zum Bildwand-Rundgang in der Freisinger Innenstadt und zur Ausstellung des Historischen Vereins Freising im Rahmen der Veranstaltungsreihe Freising 1803 – Ende und Anfang) (Freising 2003).

Götz 2013

R. Götz, Kloster Tegernsee im 15. Jahrhundert. In: F. X. Bischof/M. Thurner (Hrsg.), Die benediktinische Klosterreform im 15. Jahrhundert. Veröff. Grabmann-Institut z. Erforsch. d. mittelalterlichen Theologie u. Philosophie (Berlin 2013, 93–142).

Graf 1918

H. Graf, Altbayerische Frühgotik (München 1918).

Gröber 1927

K. Gröber, Die Kunstdenkmäler von Niederbayern 17. Stadt und Bezirksamt Deggendorf (München 1927).

Gross 1952

Ch. Gross, Der frühgotische Zentralbau in Altbaiern (Diss. Erlangen 1952).

Gruber 1985

J. Gruber, Die Urkunden und das älteste Urbar des Stiftes Osterhofen. Quellen u. Erörterungen Bayer. Gesch. NF 33 (München 1985).

Gruber 1991

J. Gruber, Pfarreien, Kirchen, Kapellen und Altäre des Stiftes Osterhofen im Mittelalter. Deggendorfer Geschbl. 12, 1991, 81–103.

Grueber 1841

B. Grueber, Vergleichende Sammlungen für christliche Baukunst II (1841).

Haas 1966

W. Haas, Die Kapelle zu Hausbach in Niederbayern. Ber. Bayer. Landesamt f. Denkmalpf. 24, 1965, 129–143.

Haas 1980

W. Haas, Kirchenbau im Herzogtum Bayern zwischen 1180 und 1255. In: H. Glaser (Hrsg.), Wittelsbach und Bayern I/1. Die Zeit der frühen Herzöge. Von Otto I. zu Ludwig dem Bayern. Beitr. zur Bayer. Geschichte und Kunst 1180–1350 (München/Zürich 1980) 409–425.

Haas/Pfistermeister 1985

W. Haas/U. Pfistermeister, Romanik in Bayern (Stuttgart 1985).

Haberstroh 1989

Die Ausgrabung in der ehem. Marienkapelle in Ludwigsstadt/Oberfranken. Arch. Korrb. 19, 1989, 195–201.

Haberstroh 1992

J. Haberstroh, Archäologische Bemerkungen zu einem außergewöhnlichen Zentralbau in Ludwigsstadt, Lkr. Kronach. Archiv f. Gesch. von Oberfranken 72, 1992, 99–124.

Hager 1893/94

G. Hager, Die Bau- und Kunstdenkmale des Klosters Steingaden. Oberbayerisches Archiv 48, 1893/94, 124–133.

Hager 1899

G. Hager, Mittelalterliche Kirchhofkapellen in Altbayern. Zeitschr. f. christl. Kunst 12, 1899, Nr. 6, Sp. 161–170.

Hager 1905

G. Hager, Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz & Regensburg 1. Bezirksamt Roding (München 1905).

Herrmann 1968

E. Herrmann, Die Karner in der Oberpfalz. Oberpfälzer Heimat 12, 1968, 6–28.

Heyse/Obst/Schußmann 2011

D. Heyse/R. Obst/M. Schußmann, Der Würzburger Domhügel – Neue Ergebnisse nach zehn Jahren archäologischer Rettungsgrabungen. In: Beitr. Arch. Unterfranken 7, 2011, 127–149.

Hofmann/Mader 1909

F. H. Hofmann/F. Mader, Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz & Regensburg 17. Stadt und Bezirksamt Neumarkt (München 1909)

Hoffmann/Mader 1910

R. Hoffmann/F. Mader, Die Kunstdenkmale des Regierungsbezirkes Oberpfalz 18. Bezirksamt Nabburg (München 1910).

Holzfurtner 1984

L. Holzfurtner, Gründung und Gründungsüberlieferung. Quellenkritische Studien zur Gründungsgeschichte der Bayerischen Klöster der Agilolfingerzeit und ihrer hochmittelalterlichen Überlieferung. Münchener Hist. Studien, Abt. Bayerische Geschichte 11 (Kallmünz 1984).

Holzfurtner 1985

L. Holzfurtner, *Destructio monasteriorum*. Untersuchungen zum Niedergang der bayerischen Klöster im zehnten Jahrhundert. Stud. u. Mitt. Gesch. d. Benediktinerordens 96, 1985, 65–86.

Hubel 1996

A. Hubel, Die nördliche Portalwand von St. Emmeram in Regensburg. Kunstgeschichte – Denkmalpflege – Ikonologie. In: H.-E. Paulus/H. Reidel/P. W. Winkler (Hrsg.), Romanik in Regensburg. Kunst, Geschichte, Denkmalpflege. Beiträge des Regensburger Herbstsymposiums zur Kunstgeschichte und Denkmalpflege vom 18. bis 20. November 1994 (= Regensburger Herbstsymposion zur Kunstgeschichte und Denkmalpflege 2) (Regensburg 1996) 124–146.

Hüffer 1858

H. Hüffer, Die Lebensbeschreibung der Bischöfe Bernward und Godehard von Hildesheim nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae (Berlin 1858).

Jakob 1982

R. Jacob, Vorromanische und romanische Sakralarchitektur in der Oberpfalz. Weidner Heimatkundl. Arb. 19 (1982).

Jacobsen/Schaefer/Sennhauser 1991

W. Jacobsen/L. Schaefer/H. R. Sennhauser, Vorromanische Kirchenbauten. Katalog bis zum Ausgang der Ottonen. Nachtragsband (München 1991).

Karlinger/Hager/Lill 1914

H. Karlinger/G. Hager/G. Lill, Die Kunstdenkmale des Regierungsbezirkes Oberpfalz. Bezirksamt Stadtamhof (München 1914).

Keller 2001

E. Keller, Archäologische Untersuchungen im Herzogshof und in der Königspfalz von Altötting. Ber. Bayer. Bodendenkmalpf. 39/40, 1998/99 (2001) 57–118.

Kemptoner 1970

G. Kemptoner, Das „Grab Christi“ im Bistum Augsburg. Jahrb. Ver. Augsburger Bistums-gesch. 4, 1970, 117–125.

Kirchberger 1999

S. Kirchberger, Die Vorgängerbauten von St. Lorenz. In: B. Friedel/C. Fischer (Hrsg.), Nürnberg – Archäologie und Kulturgeschichte: ... nicht eine einzige Stadt, sondern eine ganze Welt ... (Büchenbach 1999) 133–135.

Klose 1967

J. Klose, Das Urkundenwesen Abt Hermanns von Niederaltaich (1242–1273), seine Kanzlei und Schreibschule. Münchener Hist. Stud., Abt. Geschichtl. Hilfswissensch. 4 (1967).

Koch 1968

U. Koch, Die Grabfunde der Merowingerzeit aus dem Donautal um Regensburg. Germ. Denkm. Völkerwanderungszeit A 10 (Berlin).

Küas/Kobuch 1977

H. Küas/M. Kobuch, Die Rundkapellen des Wiprecht von Groitsch. Bauwerk und Geschichte. Veröff. Landesmus. Vorgesch. Dresden 15 (Berlin 1977).

Kuhn 1985

R. E. Kuhn, Die Rundkirche St. Maria auf der Festung Marienberg in Würzburg. Eine Studie zu ihrer Form und Herkunft. Würzburger Diözesangeschl. 47, 1985, 5–30.

Lauchs-Liebel 1996/97

J. Lauchs-Liebel, Steingaden und die Gründung des Prämonstratenserstiftes. Das ehemalige Prämonstratenserstift Steingaden. Beiträge zur 850-Jahr-Feier. Der Welf. Jahrb. Hist. Ver. Schongau – Stadt und Land 1996/97, 38–51.

Lampl 1975

S. Lampl, Die Klosterkirche Tegernsee. Oberbayerisches Archiv 100, 1975, 5–141.

Lehner 1996

M. Lehner, Die Archäologie des Leechhügels. In: Forschungen zur Leechkirche in Graz. Fundber. Österreich Materialh. A 4 (Wien 1996) 19 – 156, zur Rotunde 69–69.

Libál/Muk 1972

D. Libál/J. Muk, Rotunda románského hradu v Lokti. Umění 20, 1972, 78–80.

List 1967

F. K. List, Geologische Exkursionen im Gebiet nördlich und östlich Deggendorf an der Donau. In: Führer zu geologisch-petrographischen Exkursionen im Bayerischen Wald Teil I: Aufschlüsse im Mittel- und Ostteil. Geologica Bavarica 58 (1967) 86–93.

Loibl 1984

G. Loibl, Die Kirche Mariä Himmelfahrt auf dem Frauenberg. In: Markt Hengersberg (Hrsg.), 975 Jahre Markt Hengersberg 1009–1984. Festschrift zur 975. Wiederkehr der Marktrechtsverleihung an Hengersberg (Hengersberg 1984) 29–30.

Lorenz 1984

G. Lorenz, Das Doppelnischenportal von St. Emmeram in Regensburg. Europäische Hochschulschriften Reihe 28 Kunstgeschichte, Bd. 39 (Frankfurt/Bern/New York/Nancy 1984).

Mader 1915

F. Mader, Die Kunstdenkmäler von Unterfranken & Aschaffenburg 12. Stadt Würzburg (München 1915).

Mader 1924

F. Mader, Die Kunstdenkmäler von Mittelfranken 1. Stadt Eichstätt mit Einschluss der Gemeinden Marienstein, Wasserzell und Wintershof (München 1924).

Mader 1933

F. Mader, Die Kunstdenkmäler der Oberpfalz 22. Stadt Regensburg 3. Profanierte Sakralbauten und Profangebäude (München 1933).

Mader/Ritz 1926

F. Mader/J. M. Ritz, Die Kunstdenkmäler von Niederbayern 14. Bezirksamt Vilshofen (München 1926).

Maß/Benker 1976

J. Maß/S. Benker, Freising in alten Ansichten. Vom späten Mittelalter bis zum Ende des Hochstifts. 28. Sammelbl. Hist. Ver. Freising 1976.

Mayer 1951

H. Mayer, Bamberger Residenzen (München 1951).

Merhautová 1970

M. Merhautová, Einfache mitteleuropäische Rundkirchen (Ihr Ursprung, Zweck und ihre Bedeutung). Rozpravy Československé Akademie Věd. Rada společenských věd 80, 7 (Praha 1970).

Mittelstraß 2000

T. Mittelstraß, Ausgrabungen in der Stiftskirche St. Philipp und Jakob in Altötting. Arch. Jahr Bayern 1999, 119–123.

Molitor 1987

J. Molitor, Zur Geschichte des weltlichen und geistlichen Hengersberg. Deggendorfer Geschbl. 8, 1987, 140–170.

Molitor 2002

J. Molitor, „Die Straße die nach Bayern führt“ und der Gunthersteig. Zwei Altstraßen von der Donau durch den Mittleren Bayerischen Wald nach Böhmen: In: M. Chytráček/J. Michálek/K. Schmotz (Hrsg.), Arch. Arbeitsgemeinschaft Ostbayern/West- und Südböhmen. 11. Treffen 20. bis 23. Juni 2001 in Oberzell (Rahden/Westf. 2002) 227–240.

Molitor 2006a

Artikel Niederaltaich. In: H.-M. Körner/A. Schmid (Hrsg.), Handbuch Hist. Stätten Bayern I. Altbayern und Schwaben (Stuttgart 2006) 580–581.

Molitor 2006b

J. Molitor, „Was für gewalt'ge Mühsal es war, die Wildflut zu zwingen...“. Oberaltaich, Niederaltaich und die Donau. Schönere Heimat 95, 2006, 43–50.

Moser 2013

P. Moser, Zum Alter des Langhauses der Heiligen Kapelle in Altötting. *Passauer Jahrb.* 55, 2013, 89–92.

Oswald 1966

F. Oswald, Würzburger Kirchenbauten des 11. und 12. Jahrhunderts. *Mainfränk. Hefte* 45 (1966)

Oswald/Schaefer/Sennhauser 1966

F. Oswald/L. Schaefer/H. R. Sennhauser, *Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen Bd. 1* (München 1966).

Oswald/Schaefer/Sennhauser 1971

F. Oswald/L. Schaefer/H. R. Sennhauser, *Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen Bd. 3* (München 1971).

Pätzold 1983

J. Pätzold, Die vor- und frühgeschichtlichen Geländedenkmäler Niederbayerns. *Materialh. Bayer. Vorgesch. B 2* (Kallmünz 1983).

Paula/Berg-Hobohm 2003

G. Paula/S. Berg-Hobohm, *Denkmäler in Bayern Bd. I.23 Landkreis Weilheim-Schongau. Ensembles, Baudenkmäler, Archäologische Denkmäler* (München 2003).

Paulus 1999

A. Paulus, Die Rundkirche in Hausbach – ein bedeutendes sakrales Denkmal. *Vilshofener Jahrb.* 7, 1999, 21–30.

Patzelt 2004

F. Patzelt, Die Rupertuskirche von Gaden ist viel älter als den meisten bekannt. In: *Das 16. Jahresheft Verein für Heimatpflege und Kultur Waginger See e.V.* (2004) 24–29.

Pertz 1861

G. H. Pertz, *Monumenta Germaniae Historica Scriptores* 17 (Stuttgart u. a. 1861).

Pfister 1984

B. Pfister, Die Gründung von Hengersberg. In: *Markt Hengersberg (Hrsg.), 975 Jahre Markt Hengersberg 1009–1984. Festschrift zur 975. Wiederkehr der Marktrechtsverleihung an Hengersberg* (Hengersberg 1984) 17–19.

Pfister 1989

P. Pfister, Die Kapelle und Klausur St. Peter auf dem Freisinger Domberg. In: *Freising. 1250 Jahre Geistliche Stadt. Ausstellung im Diözesanmuseum u. in den Hist. Räumen des Dombergs in Freising 10. Juni bis 19. Oktober 1989* (München 1989).

Piendl 1962

M. Piendl, Die Pfalz Kaiser Arnulfs bei St. Emmeram in Regensburg. *Thurn und Taxis Studien* 2, 1962, 121.

Popp 1891

K. Popp, Befestigungsreste, antike und mittelalterliche Sammlung von Vermessungsskizzen 1:5000 (München 1891).

Reichlin von Meldegg 1889

A. Reichlin von Meldegg, Die Historie von Sct. Quirinus (München 1889).

Reiß 1992

H. Reiß, Die Ausgrabungen im Kapuzinerkloster. In: K. H. Rieder/A. Tillmann (Hrsg.), Eichstätt. 10 Jahre Stadtkernarchäologie. Zwischenbilanz einer Chance (Kipfenberg 1992) 120–122.

Rettberg 2009

B. von Rettberg, Freising. Stadttopographie und Denkmalpflege (Petersberg 2009).

Röttger 1950

B. Röttger, Felix ordo. Würzburger Beiträge zur Architekturgeschichte des Mittelalters. Würzburger Diözesangeschichtsblätter 11/12, 1950, 5–84.

Röttger 1953

H. Röttger, Die Rundkapelle zu Altenfurt und ihr Verhältnis zu Würzburg und Altötting. Mitt. Ver. f. Geschichte der Stadt Nürnberg 44, 1953, 5–13.

Rüdiger 1993

M. Rüdiger, Nachbauten der Heiligen Kapelle von Altötting. Zum Problemkreis architektonischer Devotionalkopien. Jahrb. f. Volkskde. 16, 1993, 161–188.

Sage 1975

W. Sage, Die Ausgrabungen im Willibaldsdom zu Eichstätt. In: Ausgrabungen in Deutschland. Gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1950–1975. Monogr. RGZM 1,2 (Mainz 1975) 410–425.

Sage 1976/77

W. Sage, Die Ausgrabungen in den Domen zu Bamberg und Eichstätt 1969–1972. Jahresber. Bayer. Bodendenkmalpfl. 17/18, 1976/77, 178–234.

Sage 1992

W. Sage, Die Domgrabung Eichstätt. In: K. H. Rieder/A. Tillmann (Hrsg.), Eichstätt. 10 Jahre Stadtkernarchäologie. Zwischenbilanz einer Chance (Kipfenberg 1992) 19–29.

Sage 2007

W. Sage, Dom und Domberg zu Bamberg. In: L. Göller (Hrsg.), 1000 Jahre Bistum Bamberg 1007–2007 (Petersberg 2007) 151–155.

Schicht 2011

P. Schicht, Die Rotunde der Schallaburg. In: Schallaburg. Geschichte – Archäologie – Bau-forschung (Schallaburg 2011) 288–295.

Schmotz 1983

K. Schmotz, Ein Beitrag zur Forschungsgeschichte im Landkreis Deggendorf. In: Archäologische Forschungen im Landkreis Deggendorf. Sonderheft des Deggendorfer Geschichtsvereins zum 2. Niederbayerischen Archäologentag (Deggendorf 1983) 60–64.

Schmotz 1984

K. Schmotz, Die Bodenfunde im Gebiet der Marktgemeinde Hengersberg. In: Markt Hengersberg (Hrsg.), 1009 – 1984. Festschrift zur 975. Wiederkehr der Marktrechtsverleihung an Hengersberg (Hengersberg 1984) 12–15.

Schmotz 1987

K. Schmotz, Siedlungsgeschichtliche Gewinne durch den Bau einer Erdgasleitung im Bereich von Schwanenkirchen, Markt Hengersberg. In: Stadt Deggendorf (Hrsg.), Archäologie in Stadt und Landkreis Deggendorf 1985–1986. Kat. Stadtmus. Deggendorf 3 (Deggendorf 1987) 40–42.

Schmotz 2001

K. Schmotz, Neue Aspekte zur Siedlungsgeschichte des frühen und älteren Mittelalters im Landkreis Deggendorf. In: Ders. (Hrsg.), Vorträge des 19. Niederbayerischen Archäologentages (Rahden/Westf. 2001) 139–193.

Schmotz 2010/2011

K. Schmotz, Aus Holz und aus Stein: Die mittelalterlichen Vorgängerbauten der Kirche St. Stephan in Stephansposching. Deggendorfer Geschbl. 32/33, 2010/2011, 5–36.

Schulz 1908

F. T. Schulz, Die Rundkapelle zu Altenfurt bei Nürnberg (Straßburg 1908).

Schulz/Stolz 1977

O. Schulz/G. Stolz, Die Grabungen in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg. In: H. Bauer/G. Hirschmann/G. Stolz (Hrsg.), 500 Jahre Hallenchor St. Lorenz zu Nürnberg 1477–1977. Nürnberger Forsch. 20 (Nürnberg 1977) 213–241.

Schwarzfischer 1990

K. Schwarzfischer, Die Josefikapelle – Zeuge der Rodinger Urkirche. Baugeschichte in Wort und Bild. Rodinger Heimat 7, 1990, 6–40.

Schwenk 1999

P. Schwenk, Ein einzigartiger Mosaikfund in der ehemaligen Klosterkirche St. Quirin in Tegernsee, Landkreis Miesbach, Oberbayern. Arch. Jahr Bayern 1998 (1999) 121–123.

Schreyer 1967

W. Schreyer, Das Grundgebirge in der Umgebung von Deggendorf an der Donau. In: Führer zu geologisch-petrographischen Exkursionen im Bayerischen Wald Teil I: Aufschlüsse im Mittel- und Ostteil. Geologica Bavarica 58 (1967) 77–85.

Široký/Kodera/Nováček/Šormová 2003

R. Široký/P. Kodera/K. Nováček/P. Šormová, Národní kulturní památka. Průvodce po archeologických a stavebních památkách západních Čech (Plzeň 2003).

Sittersberger 1884

J. N. Sittersberger, Geschichte des Klosters Osterhofen-Damenstift (2Passau 1884)

Šolle 1990

M. Šolle, Rotunda sv. Petra a Pavla na Budči. Pam. Arch. 81, 1990, 140–207.

Stadtmüller/Pfister 1986

G. Stadtmüller/B. Pfister, Geschichte der Abtei Niederaltaich 731–1986 (2Grafenau 1986).

Stein 1967

F. Stein, Adelsgräber des achten Jahrhunderts in Deutschland. Germ. Denkm. Völkerwanderungszeit A 9 (Berlin 1967).

Streich 1984

G. Streich, Burg und Kirche während des deutschen Mittelalters. Untersuchungen zur Sakraltopographie von Pfalzen, Burgen und Herrensitzen. Vorträge und Forschungen Sonderbd. 29 (Sigmaringen 1984).

Strobel/Weis 1994

R. Strobel/M. Weis, Romanik in Altbayern (Würzburg 1994).

Tiefenbach 1990

H. Tiefenbach, Die Namen des Breviarium Uroffi. Mit einer Textedition und zwei Karten. In: R. Schützeichel (Hrsg.), Ortsname und Urkunde. Frühmittelalterliche Ortsnamen überlieferung. Münchener Symposion 10. bis 12. Oktober 1988. Beiträge zur Namenforsch. NF, Beih. 29 (Heidelberg 1990) 60–95.

Tomková 2001

K. Tomková, Levý Hradec v zrcadle archeologických výzkumů. Castrum Pragense 4/I (Praha 2001).

Troll 1967a

G. Troll, Bau und Bildungsgeschichte des Bayerischen Waldes. In: Führer zu geologisch-petrographischen Exkursionen im Bayerischen Wald Teil I: Aufschlüsse im Mittel- und Ostteil. Geologica Bavarica 58 (1967) 15–21.

Troll 1967b

G. Troll, Die Winzergesteine am Donaurandbruch. In: Führer zu geologisch-petrographischen Exkursionen im Bayerischen Wald Teil I: Aufschlüsse im Mittel- und Ostteil. Geologica Bavarica 58 (1967) 108–113.

Untermann 1989

M. Untermann, Der Zentralbau im Mittelalter. Form-Funktion-Verbreitung (Darmstadt 1989).

Verbeek 1964

A. Verbeek, Zentralbauten in der Nachfolge der Aachener Pfalzkapelle. In: Das erste Jahrtausend. Kultur und Kunst im werdenden Abendland an Rhein und Ruhr. Textbd. 2 (Düsseldorf 1964) 898–947.

Vollmar 1989

B. Vollmar, Die mittelalterliche Heilig-Grab-Kapelle und das ehemalige reichsstädtische Kaufhaus des Elias Holl in Augsburg. *Jahrb. Bayer. Denkmalpf.* 41, 1987 (1989) 52–62.

Wanderwitz 1983

H. Wanderwitz, Quellenkritische Studien zu den bayerischen Besitzlisten des 8. Jahrhunderts. In: *Dt. Archiv für Erforschung des Mittelalters* 39 (1983) 27–84.

Weber 1985/1990

G. Weber, Die Romanik in Oberbayern. *Architektur – Skulptur – Wandmalerei* (Pfaffenhofen 1985/Bindlach 1990).

Werner 1965

R. Werner, Die Burgrotunden und ihre geographische Verbreitung (Leipzig 1965).

Weißensteiner 1983

J. Weißensteiner, Tegernsee, die Bayern und Österreich. Studien zu Tegernseer Geschichtsquellen und der bayerischen Stammesgeschichte; Mit einer Edition der *Passio secunda s. Quirini*. *Archiv f. österr. Gesch.* 133 (Wien 1983).

Zilkens 1983

S. Zilkens, Karner-Kapellen in Deutschland. Untersuchungen zur Baugeschichte und Ikonographie doppelgeschossiger Beinhaus-Kapellen. 22. *Veröff. d. Abt. Architektur d. Kunsthist. Inst. d. Universität zu Köln* (Köln 1983).

Zuber 2002

J. Zuber, Die Cham-Further Senke in der Vorgeschichte. In: M. Chytráček/J. Michálek/K. Schmotz (Hrsg.), *Arch. Arbeitsgemeinschaft Ostbayern/West- und Südböhmen*. 11. Treffen 20. bis 23. Juni 2001 in Oberzell (Rahden/Westf. 2002) 161–178.

Dr. Susanne Friederich, Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Sachsen-Anhalt, Richard-Wagner-Str. 9, 06114 Halle (Saale)
sfriederich@lda.mk.sachsen-anhalt.de

Dr. Jörg W. E. Faßbinder, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Hof-
graben 4, 80539 München
Joerg.fassbinder@blfd.bayern.de

Martina Geelhaar M.A., Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Denk-
malerfassung und Denkmalforschung, Referat Siedlungs- und Kultur-
landschaftsdokumentation, Geophysikalische Prospektion, Hofgraben 4,
80539 München
Martina.Geelhaar@blfd.bayern.de

Dr. Ludwig Husty, Kreisarchäologie Straubing-Bogen, Klosterhof 1, 94327
Bogen-Oberalteich
archaeologie@landkreis-straubing-bogen.de

Dr. Ludwig Kreiner, Kreisarchäologie Dingolfing-Landau, Obere Stadt 13,
84130 Dingolfing
archaeologiedgf@t-online.de

Barbara Limmer M.A., kelten römer museum, Im Erlet 2, 85077 Manching
Barbara.Limmer@museum-manching.de

Mag. Jakob Maurer, Institut für Urgeschichte und Historische Archäologie
der Universität Wien Department of Prehistoric and Historical Archaeo-
logy of the University of Vienna
A-1190 Wien, Franz-Klein-Gasse 1
jakob.maurer@univie.ac.at

Hans Neueder, Friedrichstr. 7, 94327 Bogen
neueder@gmx.net

Thomas Richter M.A., Kreisarchäologie Landshut, Alte Regensburger Str.
11, 84030 Ergolding
Thomas.Richter@Landkreis-Landshut.de

Prof. Dr. Thomas Saile, Universität Regensburg, Institut für Geschichte,
Lehrstuhl für Vor- und Frühgeschichte, 93040 Regensburg
thomas.saile@geschichte.uni-regensburg.de

Dr. Karl Schmotz, Kreisarchäologie Deggendorf, Herrenstraße 18, 94469
Deggendorf
kreisarchaeologie@lra-deg.bayern.de

Mag. Dr. Ulrike Töchterle, Institut für Archäologien – Restaurierung, Uni-
versität Innsbruck, A-6020 Innsbruck
Ulrike.Toechterle@uibk.ac.at

Simon Trixl M. A., Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für
Paläoanatomie, Domestikationsforschung und Geschichte der Tiermedizin,
Kaulbachstraße 37, 80539 München
Simon.trixl@palea.vetmed.uni-muenchen.de

Walter Wandling M.A., Kreisarchäologie Passau, Passauer Str. 39, 94121
Salzweg
walter.wandling@landkreis-passau.de

Dr. Bernward Ziegaus, Archäologische Staatssammlung, Lerchenfeldstr. 2,
80538 München
Bernward.Ziegaus@extern.lrz-muenchen.de